Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **38 (1956)**

Heft 5

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

AZ Winterthur, den 3. Februar 1956

Landesbibliothek
Bern

Erscheint jeden Freitag

35. Jahrgang Nr. 5

Schweizer Frauenblatt

Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Redaktion: Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426, Zürich 55, Tel. (051) 35 30 65
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Begegnung mit Frau T. Leivo-Larsson, Sozialminister der finnischen Regierung

BWK. — Heute Freitagabend wird auf Einladung des Schweizerischen Instituts für Auslandforschung im Auditorium maximum in der ETH Zürich Frau T. Leivo-Larsson eine Vorlesung über «Die Frau im öffentlichen Leben Finnlands» halten. Dass wir ihr aber schon vorher persönlich im Rahmen eines zu ihren Ehren veranstalteten Empfanges begegnen durften, verdanken wir Frau Dr. G. Haemmerli-Schindler, der früheren Präsidentin des BSF, die in ihrem schönen Heim auf dem Hohenbühl Vertreterinnen der hauptsächlichsten Frauenverbände und der Presse zu dieser wertvollen persönlichen Kontaktnahme eingeladen hat.

Der hohe Gast aus dem Land, das in diesem Sommer das Jubiläum

50jährigen Mitspracherechts der Frauen

feiern kann, eine einfache und natürliche, kreuzgescheite und auf Grund vieljähriger Praxis parlamentarisch durch und durch erfahrene Frau, war denn auch in liebenswürdiger Weise bereit, auf unsere vielen Fragen Antwort zu geben.

Frau T. Leivo ist nicht das erstemal in unserem Lande, das sie bereits recht gut kennt, y compris den «Schönheitsfehler», wie sie humorvoll sagt, dass wir Frauen das Stimmrecht nicht besitzen. Umgekehrt aber waren mehrere Teilnehmerinnen am Kongress des Internationalen Frauenrates in Helsinki im Jahre 1954 anwesend, die in damals unvergesslicher Weise die Gastfreundschaft der Finninnen genossen haben und seither in einer ganz besondern Weise mit diesem Land und Volk verbunden sind.

Als Bürobeamtin, wie die kaufmännischen Angestellten in Finnland genannt werden, als Sozial- und Wohlfahrtsarbeiterin und später Vorsitzende des sozialdemokratischen Frauenbundes wuchs T. Leivo-Larsson in die Politik und recht eigentlich in ihre Berufung, ihren Beruf, hinein. Unter bereits drei verschiedenen Regierungen ist sie — mit kürzeren Unterbrüchen — seit 1926 als Sozialminister Mitglied des finnischen Parlamentes. Daneben ist sie als erste Frau mit dieser Charge Vize-Vorsitzende der Stadtverwaltung von Helsinki. Diese letztere zählt 71 Mitglieder, davon 23 Frauen, während in der Landesregierung 30 Frauen und 200 Männer sitzen.

Es ist zugleich erheiternd und ermutigend, wenn Frau Leivo auch die Schwierigkeiten nicht verheimlicht, obwohl sie erklärt, dass für die weiblichen Deputierten in parlamentarischer Hinsicht solche eigentlich nicht bestehen, wohl aber, wenn es um gewisse, mehr gesellschaftliche Belange betreffende Vorschriften des Protokolls geht, dann vor allem, wenn die Ehefrau Minister, der Ehemann aber nicht Regierungsmitglied ist. — Nicht immer lassen sich Frauen als Kandidatinnen finden. Nicht immer stimmen die Frauen den Frauen. — Von der bei aller Sachlichkeit herzlichen, humorvollen und menschlich grosszügigen Sozialministerin, die grossgewachsen, gediegen einfach gekleidet ist und gut deutsch spricht, erfahren wir, wie es sich bezüglich des Anspruchs der Frauen auf Sitze (Frau T. Leivo spricht, übersetzend, von «Tabourets») im staatlichen oder städtischen Parlament verhält. Wir erfahren, wofür sich die Frauen vor allem interessieren (soziale und Wohlfahrtsfragen, Kinderfürsorge, Berufsschulung, Ehe, Mütterhilfe), für kulturelle Fragen, weniger aber für Aussen- und Innenhandel, trotzdem es über das ganze Land hin Konsumentinnengruppen gibt, dann aber in vermehrtem Mass wieder für die Aussenpolitik. Frau Leivo berichtet uns von den «Vize-Haushälterinnen», den Haushalthilfen in ihren grünen Uniformen, scherzweise «die grüne Gefahr» genannt, von den sogenannten Parktanten, wie die von den Müttern bezahlten Kinderbetreuerinnen bezeichnet werden. Wir werden informiert über die staatliche Kinderaussteuer, die eine gut organisierte Gesundheitskontrolle der Schwangeren in sich schliesst, über die Mitarbeit der Frauen bei der Vorbereitung von Gesetzesentwürfen, bei deren Behandlung und Verfechtung im Parlament, wobei — und dies weit mehr im Parlament denn innerhalb der städtischen Verwaltungsbehörde — in wesentlichen Fragen sozialer Art die Frauen sich zu überparteilichen Besprechungen und Eingaben zusammenfinden, um einer notwendigen Massnahme zum Durchbruch zu verhelfen. Auf immer wieder erneute Fragen hin gibt Frau Leivo auch über die in Finnland geltende obligatorische Altersversicherung mancherlei Aufschluss.

Zusammen mit Frau T. Leivo als Sozialminister wirkt in der finnischen Regierung noch eine zweite Frau, der Partei der Agrarier angehörend, der das Unterrichts- und Kirchenministerium anvertraut ist, mit.

Frau Leivo freute sich sichtlich, mit jeder einzelnen Anwesenden in persönlichen Kontakt zu kommen. Wir wiederum haben viel gelernt an diesem Abend: Dass parlamentarisches Wirken jung und lebendig erhält, dass Heiterkeit und Humor auch innerhalb parlamentarischer Tätigkeit wohltuend zu ihrem Recht kommen können, dass die Frauen der Welt dieselben Probleme und Aufgaben haben, und nicht zuletzt, dass es — wir wissen es wohl — auch schweizerische Gastlichkeit geben kann.

Auf den Vortrag der sympathischen Parlamentarierin, die ursprünglich aus Karelien stammt, die in Helsinki lebt (mit Haus und selbstgepflegtem Rosengarten auf dem Land) und neben dem vollgerüttelten Mass ministerialer Tätigkeit noch sonst viel dem tapferen Lande zukommende Arbeit leistet, freuen wir uns. Wir werden in der nächsten Nummer darüber berichten.

Dr. Rut Keiser:

Zur Stellung der Frau in der Vergangenheit

Ansprache an der Schlussfeier des Basler Mädchengymnasiums

III.

Was bleibt der Frau, diesem guten Arbeitstier, dann, wenn der Mann wegstirbt? Hat sie Anteil am Erbe, am Grund und Boden ihres Hofes? Da gilt bis ins Hochmittelalter der Satz, der uns allen aus dem Salischen Gesetz bekannt ist: «Vom Grundbesitz kommt kein Erbteil an eine Frau.» Sie erhält nur das bewegliche Gut, das sie mitgebracht hat. Das nennt man die «Gerade», ein Wort, das mit Geräte, Frauengeräte, zusammenhängt. Das Landrecht der Sachsen klärt uns auf, was wir unter der Geraden zu verstehen haben: Da heisst es:

(Nach des Mannes Tode) **«soll diu frouwe nemen alles ... das varnde guot heizet: das sint schaf und geize und swin und rinder und gense und hünr und alles geflügele, und chasten ... und garn, und diu bette, diu si darbrachte, elliu lilachen, tischlachen und lüchtere und bekin und elliu wiplichen kleider, vingerlin und armgolt, schapel (Hut) und selter (Psalter) und elliu buoch, diu ze gotes dienste horent (gehören), diu frouwen pflegent ze lesen, sedelen und schrin, teppiche und umbehange, borste und schere und spegele (Spiegel).»**

Das ist die Frauengerade; damit wird die Witwe «ausgeradet», und man sorgt dafür, dass sie nicht zuviel mitnimmt:

«al laken, ungesniten zuo frouwen kleideren, noch gold noch silver ungeworcht (unverarbeitet), das gehort zuo der frouwen nicht, das horet die erben an.»

Bekannt ist, dass in der Zeit der Kreuzzüge, der ritterlichen Kultur, die Frau gesellschaftlich eine eigenartig zentrale Rolle spielt. Sie wird der Mittelpunkt des ritterlichen Lebens, sie wird besungen als Spenderin allen hohen Mutes, aller Freude und allen Glücks. Und es ist kein Zweifel, dass die vielgepriesene adelige Frau von grösstem Einfluss auf Gesinnung und Gesittung der Welt gewesen ist. Doch ich will nicht von dieser Hochkonjunktur minniglicher Frauenverehrung sprechen. Sie dauerte nur 70, 80 Jahre lang, und der Glanz, der von Frankreich ausgehend, sich über die ritterliche Frau ergossen hat, vermochte überhaupt nicht in den kühlern Norden, in die Skandinavischen Länder, zu dringen. Den biedern Handwerkern in den Städten und den Bauern in den Dörfern war es sowieso nicht gegeben, in Anbetung zu versinken.

Eines aber hat die Frau für dauernd ganz allgemein interessanter gemacht: sie wird vom 12. und 13. Jahrhundert an fähig, auch Land und Lehen, also Grundbesitz zu erben. Erbtöchter, die nicht nur Kühe und Ziegen, Bett, Bank und Stühle, eben die Gerade, mitbringen, sondern die dem Ehemann als das Erbe ihrer Eltern noch Aecker, Wiesen, Reben und Häuser zu bieten haben, die gewinnen an Wert. Hier entstehen dann auch die Fragen: Was geschieht mit dem Frauenvermögen 1. während der Ehe und 2. wenn die Ehe sich auflöst? Das sind die Fragen des ehelichen Güterrechts, von denen jede Frau eine Ahnung haben sollte.

Das Mittelalter ist noch weit entfernt von der römischen Gerechtigkeit, nach der die Frau ihr Eigentum mit Ausnahme der Mitgift, der Dos, behält und selbst verwaltet. Nach germanischem Gesetz geht alles in die Verwaltung und Nutzung, wenn nicht sogar in das Eigentum des Mannes.

In jedem Fall gilt, dass die Frau über keinen Pfennig verfügen kann. «Ain weib enmac ân ir mannes urloub ir guotes nicht hingeben ... daz ist davon, daz er ir vogt ist.»

Damit kommen wir zur Geschlechtsvormundschaft und Ehevogtei, die uns aus der Antike schon bekannt ist. Die germanische Frau ist, wie ursprünglich die römische, in der väterlichen Gewalt, in seiner Munt, wie man hier sagt, und sie verlässt sie nur, um in den Munt des Ehemannes zu kommen. Weder die unverheiratete noch die verheiratete Frau geniesst die Selbständigkeit des Handelns; immer ist sie bevogtet, sie kann keinen Vertrag schliessen, kein Testament machen. Selbst vor dem Eherichter kann sie ihre Sache nicht selber vertreten.

«Wann sich spen zwischen inen (den Eheleuten) **erhaben»,** so muss die Frau einen andern Mann als Vogt für sich reden lassen; **«und soll nit zuogelassen werden»** — sagt eine Basler Eheordnung (1533) — **«dass ein frauw für sich selbs ohne ein vogt am ehegericht handle, sonder soll sie iren vogt ... zuo aller zeit bey ir stan haben.»**

Noch in der berühmten, bis tief ins 19. Jahrhundert hinein geltenden Basler Gerichtsordnung von 1719 heisst es,

«dass bei uns, zu statt und land, von undenklichen Jahren hero ein loblicher Gebrauch gewesen, dass ohnverehelichte Weibs-Personen, darunter auch die Wittweiber gemeint, .. ohne Unterscheid des Alters und dero Standes mit Vögten ... versehen werden; also solle es auch künftigs hin dabei sein Verbleibens haben».

Dieselbe Gerichtsordnung nennt die Frauen unfähig, vor Gericht aufzutreten,

«Wir wollen — heisst es — dass keine Weibspersonen, verehelicht oder ledigen Standes ... wie auch keine Thoren, Blinde, Taube, Stumme und Sinnlose ohne ihre respective Ehemänner oder Vögt weder als Kläger noch Antwortere im Rechten (Gericht) angehört werden sollen.»

Das sind Sätze, die wörtlich aus viel ältern Gesetzen, eben «von undenklichen Jahren hero» stammen, und die im 18. Jahrhundert wiederholt werden, unbeschadet der Erleuchtung durch die Aufklärung, die die Würde des Menschentums unter jedem Gewand und jeglicher Hautfarbe und in jeglichem Geschlecht freudig gepriesen hat.

Das ist um so erstaunlicher, als die Verselbständigung der Frau schon längst kein Novum mehr gewesen wäre. Man hätte nicht einmal bis zum Corpus juris zurückgehen müssen; schon im Mittelalter hat man gewissen Frauen die rechtliche Selbständigkeit zuerkannt: nämlich den Geschäfts- und Gewerbefrauen, den Frauen, die Handel trieben oder als Handwerksmeisterinnen neben den Männern in den Zünften sassen. So gab es in Köln zum Beispiel im 15. Jahrhundert 3 Zünfte, die fast ausschliesslich aus Frauen bestanden; es waren die Garnmacherinnen, die Goldspinnerinnen und die Seidenspinner- und -weberinnen. Sie machten ihre Lehrjahre, ihr Gesellen- und Meisterstück und stiegen bis in den Zunftvorstand auf.

Frauen sassen auch in allen möglichen andern Zünften: bei den Goldschmieden und Nadelmachern, bei Fassbindern, Kürschnern und Drechslern, bei Bäckern und Bierbrauern, bei Fischhändlern und Viehhändlern. Auch in Basel treffen wir Frauen in den Zünften. Es sind vor allem die Witwen, die das Gewerbe ihres verstorbenen Mannes weiterführen.

Das juristisch Wesentliche dabei ist, dass die Männer diesen Frauen rechtlich eine Sonderstel-

---

Anna Carroll

37

Im Sturm zu Glück und Sieg

Von Hollister Noble

Copyright by Amalthea-Verlag, Wien-Leipzig-Zürich

Man hat falsche Gussformen geschaffen und die Götzen bereits gegossen. Dass dem so ist, haben mir die Gesichter meiner Kollegen heute früh bewiesen. Dürfen wir es wagen, wenn so starke Kräfte uns gegenüberstehen, die Götzenbilder zu zertrümmern und sie durch Bilder einer Frau und eines bescheidenen Flusslotsen zu ersetzen? Dürfen wir von den knienden Andächtigen erwarten, dass sie aufstehen, ein Stück weiterrücken und ihre bedingungslose Verehrung einfach auf andere Götter übertragen? Dass sie ihre Andacht vor einem neuen und einfacheren Altar verrichten, den wir bislang geheimgehalten haben?»

Weiss hoben sich die Knöchel an Wades geballter Faust von dem glänzenden Mahagonitisch ab.

«Wir alle haben ein Verbrechen begangen, Albert, ein furchtbares Verbrechen, nicht nur an dieser Frau, nein, am ganzen Volk, denn das Volk hat den Krieg geschlagen und den Sieg mit schwersten Blutopfern erkauft. Und die wirksamste Waffe für diesen Sieg hat eine Frau, eine grosse, edle Frau geschmiedet.

Diese Tatsache haben wir dem Volk vorenthalten. Nur ein paar Auserwählte munkelten und flüsterten davon, als wäre es ein schmutziges Hintertreppengeheimnis, dessen man sich schämen muss, das dem Licht der Sonne nicht standhält. Fräulein Carroll ist ja eine Zivilistin, sagten wir, und vor allem nur eine Frau. Sie kann warten, meinten wir. Jawohl, so war es! Ich empfand das schon damals als Unrecht. Evans nicht minder, doch beruhigten wir unser Gewissen mit geschraubten Ausreden und legten die Hände in den Schoss! Herrgott, ich schäme mich, Riddle! Ich habe eine schwere Schuld auf mich geladen und bin über mich selbst ebenso wütend wie über die anderen.»

Riddle war sprachlos über diese Selbstanklage. Wades Stimme dröhnte durch den Raum. Die Gäste liessen ihre Gläser stehen und rückten näher, um zu erfahren, warum sich der vornehme alte Herr so ereiferte.

Wade schüttelte die Hand ungeduldig ab, die ihm Riddle begütigend auf die Schulter legte.

«Ben, beruhige dich doch», redete ihm Riddle zu. «Bedenke, dass du bestimmt alles für Fräulein Carroll durchsetzen kannst. Du wirst es sicher erreichen, dass der Kongress den Resolutionsantrag annimmt, den die Ausschüsse unter deinem Einfluss stellen.»

«Freilich kann ich das, Albert, und ich werde es tun», schrie Wade, «doch weiss ich genau, was dann sein wird. Die Aussprachen mit Stanton und den Schurken heute früh haben es mir deutlich genug gezeigt.

Weisst du, was Stanton vor einer Stunde zu mir sagte? Der grösste Kriegsminister, den Amerika jemals hatte, ein Mann, den ich wie einen Bruder liebe, ein Feuergeist, der ein Dutzend Armeen zu begeistern verstand? Er kam auf mich zu und hielt mir vor: ‚Ben, wir haben ein schweres Unrecht mitverschuldet und müssen kämpfen, damit es wieder gutgemacht werde!' Dann fuhr er mit allem Nachdruck fort: ‚Ich verdanke meine Stellung dieser Frau und bin auf deinen Wunsch und Lincolns Ersuchen in dieses Kabinett eingetreten, mit der ausdrücklichen Verpflichtung, ihren Plan zu verwirklichen. Diese Frau leistete, auf sich selbst gestellt und unbelohnt, jene hervorragende Arbeit, die anderen zum Ruhm gereichte!'»

Wade senkte die Stimme und sprach wieder in dem betrübten Ton wie zu Beginn.

«Ich weiss, was jetzt kommen wird, Albert, welchen Verlauf der Kampf für Fräulein Carroll nimmt: man wird die Beweise anerkennen, weil man nicht anders kann, denn sie sind da. Man wird sich die Erklärungen anhören und die Resolutionen, wie jede Resolution, die wir vorlegen, feierlich billigen. Und indem wir diesen Kampf gewinnen, Albert, werden wir ihn verlieren. Zweifellos wird man die Resolution annehmen», fuhr er mit beissender Ironie fort, «das ist klar. Man wird sie aber von Ausschuss zu Ausschuss weiterleiten, sie erörtern und vertagen, sie billigen und vertagen — sie annehmen und liegen lassen, bis der Widersinn und die Ehrlosigkeit dieses ewigen Hinauszögerns zum Himmel stinken. Denn merke dir, Riddle, das Plenum des Kongresses wird dem Volk niemals offen sagen, was es wirklich denkt!

Wir werden dann Stanton, Tom, Scott und Fräulein Carroll aufmarschieren lassen, vielleicht auch Grant und Sherman. Wir werden Senator Browning und sonstige brave Männer bemühen, und wenn alle Stricke reissen, sogar den Geist des ermordeten Präsidenten heraufbeschwören. Aber alles wird vergeblich sein!»

Wade leerte ein halbes Glas Schnaps auf einen Zug.

«Riddle, wenn es nach dem Willen des Kongresses ginge, würde man Anna vergessen. Und warum? Weil sie — eine Frau ist! Der Wahrheit die Ehre geben hiesse nach Meinung des Kongresses sämtliche Generale und Berufssoldaten herabsetzen. Das sogenannte ‚Ansehen des Heeres', das ‚Vertrauen des Volkes', das Prestige der Auserwählten, die Ehre unserer allmächtigen Männeroligarchie, der ‚männliche Stolz' und die von den Spitzen der Gesellschaft selbstherrlich geheiligte Methode der Vertuschung, aber auch die niederschmetternde Bornniertheit unserer herrschenden Klasse werden es angebracht, zweckdienlich, ratsam, ja sogar dringend geboten erscheinen lassen, den Namen Anna Ella Carroll zu unterdrücken. Und daher wird er auch unterdrückt werden!»

Wade kippte sein Glas um und liess den Inhalt langsam auf den Boden fliessen. Dann hob er die Hand und schleuderte es gegen die Steinfliesen, wo es in glitzernde Scherben zersprang. Es war, als hätte den Senator diese Geste beruhigt, denn als er weitersprach, klangen seine Worte wieder beherrscht. Sein brennender Blick aber, hellsichtig wie der eines Propheten, liess Riddles Augen nicht los.

«So und nicht anders wird es kommen», schloss er. «Das weiss ich. Wir werden hartnäckig für Anna kämpfen, wir werden lange kämpfen, aber eines Tages wird die Resolution, vom Volke unbemerkt, den zagen Händen feiger, selbstzufriedener Kleingeister entgleiten, deren abgestumpftes Gewissen sich den Problemen ihrer Zeit zugewendet hat. Bühne und Besetzung werden sich gewandelt haben, und wir alten Querulanten, die immerfort an irgend einen längst vergessenen Fall erinnert und nichts anderes als Gerechtigkeit gefordert haben, werden nicht mehr sein.

Und das Geheimnis der unbedankten Anna Ella Carroll wird in den Hallen des Kongresses ruhen.

Und in den gleichen Hallen wird es, bei Gott, auch zu Staub werden!»

(Fortsetzung folgt)

lung zugebilligt haben: sie waren selbständig, nicht bevormundet, aber nur, soweit es sich um ihr Geschäft handelte. Dieselbe Basler Gerichtsordnung von 1719, die die Frauen bevogtet, sagt, es solle

«aber denen Weibs-Personen, so mit Hanthierungen, Kaufen und Verkaufen umbzugehen pflegen, in ihrer Krämerey und Handlung ohne Zuthun ihrer Vögten beständig zu schliessen und sich zu verpflichten zugelassen»

sein. Und selbst eine kleine Stadt wie Sempach anerkannte die Selbständigkeit seiner Frauen, die auf dem Markte Handel trieben. In seinem Stadtrecht steht zu lesen:

«Eines burgers ehlich wib mag ouch nit mer denn 4 pfenninge ... on ires mannes oder rechten vogtes hand geloben oder versprechen, es seye dann ein mergt wib.»

Woher diese Ausnahme? Es war den Männern bequemer, mit der Handelsfrau direkt, ohne Umweg über einen Vogt, abzuschliessen, und es war bequemer, wenn die Witwe das Gewerbe ihres Mannes weiterführte und also selber für die Kinder sorgte, ohne dem Vormund zur Last zu fallen.

Die Handels- und Gewerbefrau eigenen Rechts war darum überall bekannt. Aber im 18. Jahrhundert machte ihr immer mehr Schwierigkeiten und drängte sie aus den Zünften. Man warf ihr vor, sie leiste keinen Dienst in der Stadtwache, sie gehe nicht auf Gesellenwanderung, und wenn eine gelernte Schuhmacherin einen Schmied heirate, so sei sie ihm nichts nütze.

Die Französische Revolution mit ihrer generösen Devise Liberté, Egalité, Fraternité gab wohl einen mächtigen Impuls zur Befreiung aller Frauen von der unzeitgemässen Geschlechtsvormundschaft, aber bevor sie sich voll auswirken konnte, folgte der Terror und die Napoleonische Diktatur. Napoleon war es wichtiger, brave, folgsame, anspruchslose Frauen mit sehr vielen Kindern, zukünftigen Soldaten, zu haben. Sein eherechtlicher Satz im Code Napoleon «La femme doit obéissance à son mari» begrub die Hoffnungen auf Gleichberechtigung. Er steht heute noch im Code civil: Aber das Prinzip der Egalité war nun einmal verkündet. Und so haben denn im Laufe des 19. Jahrhunderts die meisten schweizerischen Kantone die Selbständigkeit und Handlungsfähigkeit der alleinstehenden Frau durch die sogenannte Emanzipationsgesetze hergestellt. Basel tat es 1876. Damit fiel die Geschlechtsvormundschaft endlich dahin. Nur 5 Kantone konnten sich nicht dazu entschliessen. Es brauchte die eidgenössische Gesetzgebung, das Obligationsrecht von 1881, das keinen Unterschied mehr macht zwischen Mann und Frau. An ein Vorrecht aus der patriarchalischen Zeit aber klammerte sich die Männerwelt immer noch: an die Ehevogtei. Ledig war die Frau selbständig; verheiratet fiel sie in die Munt des Eheherrn und Ehevogtes. Erst das Schweizerische Zivilgesetzbuch, das 1912 in Kraft trat, machte diesem Zustand — wenigstens dem Namen nach — ein Ende. Dem Namen nach. Denn dass das ZGB nicht das Ende der Entwicklung ist, das zeigen noch allerhand Relikte aus der Zeit, in der die Munt des Ehemannes rechtens war. Die verheiratete Frau verliert ihren Namen und ihr Bürgerrecht; sie verliert im ordentlichen Gütershaus noch immer die Verfügungsgewalt über ihr eigenes Vermögen, auch über das, was sie vor der Ehe durch eigene Arbeit verdient hat; sie ist zurückgesetzt in ihrem eigensten Gebiet, in dem der Erziehung ihrer Kinder, und die Ausübung eines Berufes ist an die Einwilligung ihres Mannes geknüpft.

Doch im ganzen gesehen, hat uns das ZGB einen mächtigen Schritt über das mittelalterliche Recht und Unrecht hinausgeführt, und unsere heutige privatrechtliche Gesetzgebung ist der Ausdruck einer gerechteren und höheren Auffassung von der Rechtspersönlichkeit der Frau. Wir haben grundsätzlich die Gleichberechtigung der Ausbildung in Schule und Universität, im Beruf, in der privaten Sphäre erreicht. Wir werden sie auch in der öffentlichen, in der politischen erreichen.

Dank an eine Aerztin

In memoriam Dr. med. Marguerite Müller

Gegen Ende des abgelaufenen Jahres ist tapfer, wie sie lebte, Dr. med. Marguerite Müller, erste Aerztin in der weit über ihre engern Grenzen hinaus bekannten Nervenheilanstalt «Hohenegg» in Meilen, gestorben. Sie hat diesem Haus ein Gepräge gegeben, wie das sonst nur sehr wenige und meist wissenschaftlich bedeutsame Aerzte zu tun imstande sind; sie hat die Fessel des verleumderischen Wortes von der «Irrenanstalt» zerrissen und eine Heimat zu schaffen geholfen, in der manche kranke Seele und mancher haltlose Mensch seine erste Wohnstube, seine tiefste Verbundenheit, seine rettende Hand gefunden hat. Solches Tun, das aus dem Herzen und nicht allein aus dem Verstande reift, ist eine lebendige Kraft, deren Ausmass wir am Grabe der Verstorbenen nicht umschreiben können

Marguerite Müller wurde am 14. Dezember 1894 in Schaffhausen geboren, wo ihr Vater, Dr. med. August Müller-Joos, Leiter der Kantonalen Irrenanstalt Breitenau war. Eine kluge, lebhafte Mutter und ein liebenswürdiger und gemütstiefer Vater wussten dem Kinde eine Atmosphäre der Geborgenheit zu geben, an die es zeitlebens in Dankbarkeit denken sollte.

Kaum zehnjährig verlor Marguerite Müller indessen ihren geliebten Vater, was in manchem Sinne schon den Verlust einer ungetrübten Jugendzeit bedeutete; denn es war nicht zu umgehen, dass dieser schwere Schicksalsschlag eingreifende Aenderungen ins Familienleben brachte und die Aelteste sich tapfer in die Erziehung des Bruders und dreier jüngerer Schwestern einzuschalten hatte. Als Zwanzigjährige wieder bleib es Marguerite Müller vorbehalten, dem neuen Haushalt der seit vier Jahren zum zweitenmal verheirateten Mutter vorzustehen, als diese erkrankte und bald darauf starb. Zwei Jahre dauerte dieser neuerliche Elterndienst, bis auch das Jüngste flügge wurde, und sich Marguerite es endlich leisten durfte, an die Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe zu denken. Zusammen mit ihrem Bruder siedelte sie nach Zürich über, bestand in denkbar kürzester Frist die Eidgenössische Maturitätsprüfung und immatrikulierte sich dann an der Medizinischen Fakultät, die sie später mit Genf und Berlin wechselte, um schon 1924 mit Erfolg das Staatsexamen zu absolvieren. Als Volontärin der Kantonalen Anstalt Burghölzli fand sie ein Jahr später den Weg nach Meilen. Dr. Max Kesselring, der damalige Chefarzt der «Hohenegg», wusste der jungen ernsthaften Aerztin nicht nur reiche berufliche Erfahrung weiterzugeben, sondern auch jenes warme menschliche Verständnis entgegenzubringen, in der sie aufblühn und sich der Kranken Herz — diesen feinen Seismographen für alles Echte und wahrhaft Menschliche — zu gewinnen vermochte. Die Erzieherin ihrer Geschwister verbreitete schon bald Heimatlich-Mütterliches um sich: die jungen Schwestern lernten, ihren Dienst mit Freude zu tun: die Kollegen spürten: sie gehören zu einem Herd; die Kranken fühlten: wir sind keine Fälle, sie weiss um unsere Not und Zerrissenheit. Und: Marguerite Müller hatte immer Zeit. Wie die Liebe einer Mutter sich mit der Zahl ihrer Kinder vervielfacht, so wuchs auch ihre Kraft der Liebe mit der Last der Jahre. Aus dem jungen, verschlossenen, viel zu ernsthaften Gesicht begann die Weisheit und Verklärtheit verschenkter Sorgennächte zu leuchten. Nur ihre Hände trugen nicht die vergerbten Spuren der Zeit, sie blieben seltsam geistig, wie jenseits des Geschehens.

Ihre Arbeit, ihr Zentrum und ihr nimmermüdes Lernen und Weiterwirken galt der Psychotherapie und im besonderen deren Hilfsmethode, der Psychokatharsis, dem eigentlichen Ausgangspunkt für die Freud'sche Psychoanalyse. Katharsis heisst Reinigung. Zahlreiche Stunden verbrachte Marguerite Müller am Krankenbett und beobachtete mit grosser Geduld und Anspannung jede Regung des Kranken, um die auf falsche Bahnen geratenen Affekte aufzufangen und ihnen den richtigen Weg zu weisen. Ihr Helferwille war getragen von tiefem wissenschaftlichem Geist, der die junge Aerztin schon 1937 nach Hannover geführt hatte, wo Dr. Faust seine Entspannungsmethode gelehrt hatte. Zu jener Zeit interessierte sich Marguerite Müller bereits für das autogene Training (J. A. Schultz, Berlin), und sie sah richtig voraus, dass dieses eine äusserst wertvolle Ergänzung der Psychotherapie bilden werde. Es genügte ihr aber noch nicht, und immer suchte sie nach neuen Mitteln und Wegen, um all den Leiden und Nöten ihrer Kranken Linderung zu verschaffen. So nahm sie 1937/38 einen längeren Urlaub und verbrachte einige Monate in Zürich am Kantonsspital und in England in einer grossen neurologischen Klinik. Marguerite Müller beschäftigte sich auch eingehend mit der Frage des Zusammenhangs der seelischen Krankheit zu der Persönlichkeit des Patienten. So stiess sie vor ein paar Jahren auf die bemerkenswerte Arbeit von M. A. Séchehaye: «Die symbolische Wunscherfüllung», die Darstellung einer Heilung eines Falles von jugendlicher Schizophrenie, einer unserer häufigsten Geisteskrankheiten. Was es bedeutet, für Schizophrenie eine psychische Heilmethode gefunden zu haben, kann nur der ermessen, der das spärliche Arsenal der Schizophrenie-Therapie kennt. Marguerite Müller, die Psychotherapeutin, versenkte sich mit der ihr eigenen Ausdauer in die mühsame Arbeit der neuen Methode, die sie jeweilen mit dem Kranken zusammen, wenn man so sagen darf, mit ganzem Herzen durchlebte. Von dieser reichen Fülle ihres Wissens konnte die «Hohenegg» und alle, die im weitesten Sinn zu ihr gehören, profitieren.

Zur besondern Reifung ihrer Persönlichkeit gehören auch ihr profundes Kunstverständnis, ihre Liebe zur Malerei und Plastik, sowie eine Belesenheit, die weit davon entfernt war, einseitig zu sein. Freilich zeigte sich auch hier ein weiter Bogen über das religiöse, das klassische, das kunstgeschichtliche Buch hin zu jenen schwerverständlichen Werken parapsychologischen Inhalts, die eine mystische Schau denen offenbaren, deren Herz und deren Geist sehr weit und sehr hell ist.

Weit und hell ist die Gestalt Marguerite Müllers für alle gewesen, die sie gekannt haben. Hell und weit wird sie als Sinnbild mütterlicher Liebe und wissenschaftlicher Integrität in unserer Erinnerung weiterleben.

e. fa-

Der Krieg gegen die Mücken auf Formosa

von Dr. D. J. Pletsch

Als Sumpffieber-Spezialist der Welt-Gesundheits-Organisation war es mir vergönnt, an der Verwirklichung des Programms mitzuwirken, das darauf abzielt, das ansteckende Sumpffieber aus dem Gebiete Formosas zu verbannen.

Die bis jetzt gewonnenen Ergebnisse sind die Frucht einer umfassenden und ausdauernden Arbeit.

Siebenhunderttausend Siedlungen, die fünfeinhalb Millionen Personen beherbergen, wurden nacheinander systematisch besucht und durch Mauerspritzungen mit dem nachhaltig wirkenden DDT behandelt. Das Werk ist bereits so weit fortgeschritten, dass wir behaupten dürfen, in wenigen Jahren werde man sogar erstaunt sein, wenn man in Formosa noch einem Fall von Sumpffieber begegne.

Das wird ein in den Annalen der Sumpffieberbekämpfung beinahe einzig dastehender Erfolg sein, die Krönung einer ausgedehnten internationalen Zusammenarbeit, deren Anfänge auf das Ende des letzten Krieges zurückgehen.

Zwischen 1946 und 1949 entsandte die Rockefeller-Stiftung mehrere Sumpffieber-Experten nach Formosa und unternahm die schwierige Aufgabe, am Ort eine Mannschaft zu bilden, die fähig sein sollte, dem Uebel, das gleich einem Gespenst schwer auf der übervölkerten Insel lastete, wirksam auf den Leib zu rücken.

Man studierte bis ins Kleinste die örtlichen Lebensgewohnheiten der Stechmücken, der Träger der Ansteckung. Man führte die Aerzte in die Verfahren ein, die es ihnen ermöglichen sollten, die Ueberempfindlichkeit der Milz beim Kind und beim Manne sowie den Ernst der verschiedenen Fälle festzustellen. Die Laboratoriumsfachleute unterrichtete man in der Kunst, mit Sicherheit in einem Blutströpfchen die Anwesenheit des gefürchteten Schmarotzers nachzuweisen.

Fortsetzung auf Seite 3

Politisches und anderes

Hohe Fiskaleinnahmen des Bundes im Jahre 1955

Die Fiskaleinnahmen des Bundes erreichten im Jahre 1955, einem sogenannten wehrsteuerschwachen Jahr, den hohen Betrag von 1,84 Milliarden Franken. Der Voranschlag für 1955 hatte mit Fiskaleinnahmen von 1,60 Milliarden Franken gerechnet und wurde damit um zirka 235 Millionen bei weitem übertroffen.

Düsenflugzeuge für die Swissair

Der Verwaltungsrat der Swissair hat beschlossen, zwei Strahlverkehrsflugzeuge des Typs Douglas DC 8 zu bestellen. Die Ablieferung der beiden Flugzeuge ist auf den Frühling und Sommer 1960 in Aussicht genommen. Die Anschaffungskosten belaufen sich auf 70 Millionen Franken.

Briefwechsel zwischen Bulganin und Eisenhower

Der sowjetische Ministerpräsident Bulganin richtete an Präsident Eisenhower ein Schreiben, in dem der Abschluss eines Freundschafts- und Zusammenarbeitsvertrages zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten vorgeschlagen wird. Präsident Eisenhower hat diesen Vorschlag abgelehnt. In seiner persönlichen Antwortbotschaft an den sowjetischen Regierungschef betont Eisenhower zur Begründung seiner Haltung, dass die vorgeschlagenen Vertragsbestimmungen bereits ausdrücklich in der Satzung der Vereinigten Nationen enthalten seien. Ferner betont Eisenhower, dass die freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen den Staaten nicht bloss von Vertragsversprechungen abhängt, sondern von Taten, und nur durch eine Wandlung der Gesinnung und des Geistes erreicht werden kann.

Eden in Washington

Der britische Premierminister Sir Anthony Eden und Aussenminister Selwyn Lloyd sind in Washington eingetroffen, um mit der amerikanischen Regierung Besprechungen über politische Fragen zu halten.

Prager Konferenz des Ostblocks

In Prag fand die Sitzung des politischen Konsultativkomitees der acht Warschauer-Pakt-Staaten statt. Die veröffentlichte Schlusserklärung wiederholt die sowjetischen Vorschläge zur Beseitigung des Ost-West-Konfliktes. Es wurde auch beschlossen, Ostdeutschland in das östliche Zentralkommando aufzunehmen und den ostdeutschen Verteidigungsminister Stoph zum stellvertretenden Vorsitzenden des von Sowjetmarschall Iwan Konjew geführten Kommandos zu ernennen.

Guy Mollet bildet die französische Regierung

Dem Sozialistenführer Guy Mollet ist es gelungen, die 22. französische Regierung der Nachkriegszeit zu bilden. Von den 13 Ministerposten gingen sechs an die Sozialisten, vier an die Radikalen, der Rest an Mitglieder kleinerer Parteien.

Königin Elisabeth in Nigeria

Königin Elisabeth und der Herzog von Edinburgh sind am Samstag auf dem Luftwege zu einem dreiwöchigen Besuch in Nigeria in Lagos eingetroffen.

Bischof Dibelius vom Papst empfangen

Papst Pius XII. empfing den Bischof der evangelischen Kirche Deutschlands, Dr. Otto Dibelius, in Privataudienz. Dibelius soll dem Papst über die bedrohte Lage der Kirche in Ostdeutschland Bericht erstattet haben.

Kaperung einer sowjetischen Fischerflotte

Einheiten der norwegischen Marine haben fünf sowjetische Fischerboote, darunter ein Fabrikschiff, aufgebracht, die innerhalb der Küstengewässer Norwegens gefischt hatten. Die Jagd auf das russische Fabrikschiff dauerte fast den ganzen Tag, und erst als die norwegischen Torpedoboote das Feuer eröffneten, gab es die Flucht auf.

Porkkala fiel an Finnland zurück

In Helsinki wurde ein Abkommen über die Rückgabe des Gebietes von Porkkala an Finnland unterzeichnet. Dieses Gebiet diente während mehr als 11 Jahren als sowjetischer Stützpunkt.

Die Olympischen Winterspiele in Cortina d'Ampezzo

Vergangene Woche wurden die 7. Olympischen Winterspiele in Cortina d'Ampezzo eröffnet. Im Spezial-Slalom für Damen sicherte die 22jährige Genfer Studentin, Renée Colliard, der Schweiz die erste Goldmedaille.

Abgeschlossen, Dienstag, 31. Januar 1956 cf

Der Brief

Eine kleine Geschichte aus dem alten Livland

Von Hermynia zur Mühlen

Als ich Kaje kennenlernte, war sie gut über vierzig und von einer erschreckenden Hässlichkeit. Das Gesicht war wie von einem schlechten Schnitzer aus Holz geschnitten, man glaubte schier das stumpfe Messer zu sehen, das die grobe Nase, das viereckige Kinn, die hart vorspringenden Backenknochen und den grossen Mund geschnitzt hatte. Die Augen, tiefblau unter dunklen Wimpern, wären vielleicht schön gewesen, hätten sie nicht einen stieren, fast unheimlich anmutenden Blick gehabt. Etwas Lauerndes, etwas ewig Wartendes.

Dennoch war es ein Wunder, dass Kaje keinen Mann gefunden hatte. Besass sie doch einen schönen kleinen Hof, acht Kühe, zwei Pferde und einen grossen Hühnerhof. Aber sie hatte von keinem etwas wissen wollen. Es hatte, so erzählen die alten Weiber, vor zwanzig Jahren in ihrem Leben eine Geschichte gegeben, eine Geschichte mit einem jungen russischen Feldarbeiter, der zur Kartoffelernte gekommen war, einem schönen Burschen namens Boris.

«Er hat», auch das berichteten die alten Weiber höhnisch, «sie ordentlich ausgesackelt, der Gauner. Er wollte nach Amerika auswandern und brauchte Geld. Sie hat für ihn zwei Felder verkauft und fünf Kühe und ihre goldene Kette und den Brautschmuck der Grossmutter, in dem echte Steine waren. Und der Boris hat alles eingesteckt und in der Schenke über sie, die Hässliche, gelacht. Als die Kartoffeln ausgenommen waren, ist er noch einige Monate auf ihrem Hof geblieben. Hat dort gelebt wie ein grosser Herr. Und im Frühling ist er fort. Auf Nimmerwiedersehen. Seither spricht die Kaje mit keinem Menschen, sitzt auf ihrem Hof, bewirtschaftet ihn und wartet, die alte Närrin.»

Vielleicht hatte Kaje allzu lange mit keinem Menschen geredet, vielleicht fiel es ihr leichter, sich einer völlig Fremden anzuvertrauen als den Nachbarn, deren Neid sie kannte; wie dem auch sei, sie hielt mich einmal an, als ich an ihrem Hof vorbeiritt, und lud mich in ihre Stube ein.

Ihre blauen Augen betrachteten mich lange, forschend. Sie atmete tief und sagte dann:

«Die Frau wird wohl viel über mich gehört haben. Man darf nicht alles glauben, was im Dorf erzählt wird. Er hat mich nicht verlassen. Er wird wiederkommen.»

Sie stand auf, bereits ein wenig schwerfällig, wie eine Frau, die schon die Last des ersten Alterns trägt, und trat zu einer grosse bemalten Truhe. Sie entnahm ihr ein vergilbtes Papier, einen Brief. Das Datum war zehn Jahre alt, der Aufgabeort New York, Brooklyn.

«Den hat er mir geschrieben», sagte Kaje, und ihre groben Hände hielten unendlich zart und liebevoll das vergilbte Papier. «Er hat ihn mir geschrieben. Liebe Worte, gute Worte, sein ganzes Herz liegt in diesem Brief.»

Sie blickte mich abermals forschend an. Schien dann einen gewaltigen Entschluss zu fassen.

«Ich weiss ja», sagte sie, «dass es ein Liebesbrief ist. Aber ich wüsste doch gern, was wirklich darin steht. Jedes liebe Wort, jeden zärtlichen Satz, und auch, wann er endlich herkommt, um auf meinem Hof der Herr zu werden.»

Ich mochte ein etwas verblüfftes Gesicht machen, denn Kaje fügte hastig hinzu:

«Ich kann nicht lesen, Frau. Und wem hätte ich diesen Brief, diesen kostbaren Brief, anvertrauen sollen? Sie hassen mich ja alle, die Weiber, weil der schönste Bursch im Dorf mein Geliebter war, die Männer, weil ich keinen von ihnen ansah. Ich weiss ja, dass sie nur meinen Hof wollen. So habe ich den Brief aufbewahrt. Ungelesen. Aber ich nehme ihn oft aus der Truhe und denke mir aus, was darin steht. Jetzt jedoch, wenn die Frau ihn mir vorlesen wollte . . . Ich wäre der Frau dankbar.»

Ich nahm den Brief, die Schrift war ungebildet und kraus, und ich wollte ihn zuerst für mich lesen. Neben mir sass die Frau, mit gespannten Zügen, mit durchbohrenden, wartenden Augen. Sie sah aus wie ein halbverhungerter Mensch, vor den man eine Speise hinstellt, die er noch nicht anrühren darf.

Ich las den Brief. Las ihn einmal, zweimal, dreimal. Und es lief mir kalt über den Rücken. Der Schreiber mochte, als er ihn abgefasst hatte, betrunken gewesen sein. Und im Rausch waren in ihm aufgeschossen eine Gemeinheit, eine Roheit, wie ich sie damals — ich war noch jung — nicht für möglich gehalten hatte. Der ganze Brief war ein einziger Spott über die Närrin, die seinen schönen Worten geglaubt hatte, war ein einziger Hohn über ihre Hässlichkeit. Der Schreiber erging sich dabei in Details, verschonte auch nicht einen armseligen Zug: erwähnte die borstigen Augenbrauen — «wie Schweineborsten», schrieb er —, die grobe, knochige, hagere Gestalt, den grossen Mund — «wie bei einer Kröte». Und erzählte dann von dem schönen amerikanischen Mädchen, das neben ihm sitze, zart, fein, blond, mit rosigen Wangen, duftend wie der Flieder im Frühling, und das so herzlich über seine Schilderung des dummen Weibes lache, das ihm das Geld zur Ueberfahrt gegeben hatte, zum Leben in dem gesegneten Land der schönen Frauen.

«Was schreibt er?» fragte neben mir die harte Stimme. «Sagen Sie es mir doch. Sagen Sie es rasch!»

Ich log. Was hätte ich anderes tun können? Log, dass Boris ihrer immer in Liebe gedenke, der schönen Stunden auf dem Hof, ihrer Güte. Dass er sich nach ihr sehne. Einmal werde er wiederkommen, ganz unerwartet, und sie in die Arme schliessen.

Es fiel mir schwer, zu sprechen, weil mich Ekel und Mitleid in der Kehle würgten. Aber ich log weiter, immer weiter. Zuerst befangen, dann eifrig, fast leidenschaftlich.

Dann legte ich den Brief auf den grossen runden Holztisch.

Kaje griff mit zitternden Händen nach ihm. Nun sah sie aus wie eine grobgeschnitzte Holzfigur, die plötzlich durch ein Wunder zum Leben erwacht ist, und nicht nur zum Leben, auch zur Schönheit. Der Schönheit eines grossen Glücks.

«Das steht in dem Brief?» flüsterte sie. «Das steht drin? So schöne Worte? So viel Liebe?»

Sie seufzte.

«Und ich kann das nicht selbst lesen. Es ist schrecklich. Warum hab ich nicht lesen gelernt? Zeigen Sie mir Frau, auf welcher Seite, in welcher Zeile steht, dass er sich nach mir sehnt? Und wo steht, dass er wiederkommen wird, ganz unerwartet?»

Ich zeigte benommen auf die erste und auf die letzte Seite. Kaje wiegte den Kopf.

«Wenn ich das gewusst hätte, in all meiner Ein-

Fortsetzung von Seite 2

Auf diese Weise bildete sich der erste Stosstrupp der Kämpfer im Antisumpffieberkrieg.

Die Regierung zögerte nicht, ihrerseits diese Unternehmung zu ermutigen und rief auf Formosa ein wissenschaftliches Institut für Untersuchungen über das Sumpffieber ins Leben.

Die Rockefeller-Stiftung führte auf Formosa selbst nach 1949 ihre Aktion nicht weiter; aber sie gewährte mehreren chinesischen Aerzten Stipendien, die es ihnen erlaubten, sich in den Vereinigten Staaten für den Kampf gegen das Sumpffieber zu spezialisieren.

Diese Vorbereitungen hatten freilich, wenigstens für jenen Augenblick, die Vorbedingungen noch nicht geschaffen, die für eine wirkliche Bekämpfung des unaufhaltsam weiter wütenden Sumpffiebers nötig waren. Die Techniker des neuerdings geschaffenen Sumpffieber-Instituts konnten einstweilen höchstens im Traume die Zeit voraussehen, wo es ihnen möglich sein würde, ihr Wissen einzusetzen, um ihr Volk von der zwar gewohnten, doch grausamen Geissel zu befreien. Da die entsprechenden genaueren Pläne wie auch die Geldmittel fehlten, blieb auch die von der UNRRA für die Einrichtung einer DDT-Fabrik gelieferte technische Ausrüstung unbenützt.

So weit waren die Dinge gediehen, als eine chinesisch-amerikanische Organisation, die «Joint Commission for Rural Reconstruction», die Dringlichkeit der Aufgabe erkannte und das Sumpffieber-Institut, dessen Weiterbestehen zwei Jahre nach seiner Gründung schon in Frage gestellt war, wieder flott machte. Diese selbe Organisation streckte die nötigen Kapitalien vor, um in den damals gegründeten sozial-medizinischen Zentren an zahlreichen Punkten der Insel Techniker der Sumpffieberbekämpfung auszubilden.

Ende 1951 sprang die Notwendigkeit einer grossangelegten Aktion um so mehr in die Augen, als die Verwüstungen durch das Uebel nur immer grösser wurden und ausserdem beträchtliche Mittel des Sumpffieber-Instituts nur darauf warteten, endlich eingesetzt zu werden.

Daher beschloss die Regierung die Eröffnung eines die ganze Insel umfassenden Feldzuges mit dem Ziel, im ersten Anlauf die völlige Ausrottung jeder Ansteckungsgefahr zu erreichen.

Die Welt-Gesundheits-Organisation wurde ersucht, die Dienste dreier Spezialisten zur Verfügung zu stellen, die dann auch die an Ort und Stelle gebildeten Mannschaften mit Rat und Tat unterstützten. Ein gegenseitiges Uebereinkommen, das mit der amerikanischen Verwaltung abgeschlossen wurde, gewährleistete die Ausrüstung dieses entscheidenden Unternehmens mit DDT, mit Zerstäubern und Fahrzeugen.

Die Provinzialregierung von Formosa gewährte ihrerseits bedeutende Kredite, während zahlreiche Gemeinden der heimgesuchten Gegenden gerne einwilligten, je Einwohner einen formosanischen Dollar beizusteuern, was im wesentlichen dazu beitrug, die Lohnkosten zu decken.

Es war in der Tat klar, dass die Techniker des Sumpffieber-Instituts allein, trotz ihres Fachwissens, die Durchführung solch ausgedehnter Feldzüge niemals sicherstellen konnten. Daher wurden die mit der systematischen Desinfektion der Wohnungen beauftragten Mannschaften in jedem Orte selbst gebildet, im Schosse der Gemeinden, die zu beschützen dann ihre Aufgabe werden sollte. Das aus den tiefern Schichten des Landes entgegenkommende Echo war derart, dass weniger als drei Jahre nach dem Eigentum des Feldzuges, dieser auf die Gesamtheit der vom Sumpffieber betroffenen Gebiete ausgedehnt werden konnte.

Gewissenhafte Kontrollen, welche gleichzeitig die Ansteckung der übertragenden Insekten und die Anwesenheit von Sumpffieber-Parasiten im Blut von Kindern und Erwachsenen betrafen, haben unwiderleglich bewiesen, dass ein voller Erfolg im Begriffe steht, diese gewaltige nationale Anstrengung zu krönen. Niemand käme es in den Sinn, den Schwung aufzuhalten, bevor das Endziel ganz erreicht ist: die gründliche Ausrottung jeglichen Sumpffieberherdes, von einem Ende der Insel bis zum andern.

Diejenigen, welche später diese schöne Seite aus der Geschichte des Kampfes des Menschen gegen die Krankheit aufschlagen, werden Mühe haben zu entscheiden, was sie daran bedeutender finden: den Erfolg der Spezialisten und Experten auf technischem und wissenschaftlichem Gebiet oder die tiefe Harmonie, welche die fruchtbarste Verbindung einer mächtigen nationalen Anstrengung mit einer weise geleiteten Unternehmung internationalen Brudersinnes beseelte.

Uebersetzt aus «OMS Nouvelles» (Nachrichten der Welt-Gesundheits-Organisation) von KM.

Schweizer Künstlerinnen im Ausland

Lisa Della Casa sang im Südwestfunk die «Vier letzten Lieder» von R. Strauss. — Clara Haskil spielte mit dem Philharmonie-Orchester unter O. Klemperer im englischen BBC Mozarts Klavierkonzert in d-Moll und im Süddeutschen Rundfunk Sonaten von Scarlatti. — Käthe Gold hat in der Dramatisierung des Knut Hamsun'schen Romans «Victoria» in Wien einen tiefen Eindruck gemacht. Sie gastiert im Rahmen eines Burgtheater-Gastspiels mit dem Stück auch in der Schweiz. — Brigitte Fabian (Zürich) hat mit ihrer amerikanischen Ausstellung grosses Interesse gefunden und konnte bereits 15 ihrer Werke verkaufen. M.

Die Frau und das Theater

Wiltrud Tschudi spielt die von Käthe Dorsch und Hermine Körner in Oesterreich und Deutschland verkörperte weibliche Hauptrolle in der Schweizer Erstaufführung des Christopher Fry'schen Schauspiels «Das Dunkel ist Licht genug» am 15. Februar im Stadttheater St. Gallen. — Irmentrau Fannenböck gastiert am Stadttheater Luzern als Goneril in Shakespeares «König Lear» und wurde bereits für ein zweites Stück, Fabbri's «Der Prozess Jesu» verpflichtet. — Anne-Marie Blanc, die als Shaws «Candida» im Zürcher Theater am Central auftrat, spielt auch auf der grossen Schweizer Tournee des Stückes diese Rolle. M.

Die Bernerin in der Oeffentlichkeit

In der Armenpflege

Merkwürdig — denke ich auf dem Weg hinaus an die Hänge des Gurtens, wo die Eigenheime sich ins Grün der Bäume und Sträucher ducken — hier müssen Menschen wohnen, die für sich sein wollen, sich gegen das Draussen abschirmen möchten. Die Frau aber, die ich hier finde, geht nicht auf in ihrer abseits gelegenen Häuslichkeit, wo Wald und Wiese in die Fenster grüssen, und wo durch die viele Arbeit in Heim und Garten die Versuchung nahe liegt, sich einzuspinnen in das Eigene. In ihren Augen und in ihrer Stimme liegt das Wissen um den Nebenmenschen und das Gefühl der Mitverantwortung an seinem Ergehen.

Es war eigentlich nicht so verwunderlich, dass sie zum Mitglied der Fürsorgekommission ihrer Gemeinde gewählt wurde, obwohl die Frau selber und die Männer der Fraktion ihre Wahl als Wagnis empfanden. Sie hatte schon als Kind die wirtschaftliche Enge der häuslichen Verhältnisse kennengelernt und das Sichwehren um das Fortkommen miterlebt. Später war sie Kindergärtnerin geworden, und Kindheit und Beruf weckten in ihr die Kräfte, Mittel und Wege zu finden, bestehende Einrichtungen zu verbessern und den wirtschaftlich Benachteiligten beizustehen.

Sie spürte, wo der Weg durchging, und sie fand ihn. Später gehörte sie zu den treibenden Kräften bei der Gründung des Frauenvereins Liebefeld, weil sie sah, dass hier Möglichkeiten lagen, helfen zu können. Und mit Begeisterung war sie mit dabei, zeichnete Plakate, wusch Windeln für kranke Wöchnerinnen und lief treppauf, treppab mit der Sammelbüchse. «Hatten Sie denn Zeit?» fragte ich sie. Mit Augen, die ein weites Feld zu überblicken schienen, antwortet sie: «Oh ja, Zeit hatte ich immer.» Aus der Dankbarkeit für das, was ihr im eigenen Heim geworden war, suchte ihr Wesen die Aufgabe und fand sie.

Arbeit in der Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen ist wohl ausgesprochene Frauenarbeit. Denn im Grunde ist es ja Arbeit in der vergrösserten Familie. Geht es doch wie in der eigenen Familie um Sorgen und Nöte, denen die Frau viel näher steht als der Mann. Ihr gehen die Franken und Rappen durch die Hände, sie weiss, ob das Haushaltungsgeld langen wird oder nicht, ihr bangt vor nötigen Anschaffungen, und sie kennt am besten das Einteilen, Absparen und das Zuvermehrensuchen des Wenigen, das bleibt.

Die Aufgabe der Frau in einer Fürsorgekommission besteht aus zwei Teilen. An der Sitzung des Ausschusses der Fürsorgekommission, wo die Armenfälle diskutiert und durchgearbeitet werden, hat sie die Anliegen ihrer Schützlinge zu vertreten. Und hier ist es auch, wo sich der Wert dieser fraulichen Tätigkeit zum Wohl der Gemeinde zeigt.

Nicht mit den gleichen Augen wie der Mann schaut die Frau in die Wohnstuben und Küchen, und das Denken der Frau wird auch an einer Geschäftssitzung nicht von den gleichen Grundsätzen geleitet wie dasjenige des Mannes. Doch lehrt gerade die Zusammenarbeit mit dem Manne, dass sie sich ihren geistigen Standort bewusst machen muss. Es ist notwendig, dass sie weiss, wo sie politisch steht, welche ihre ethischen Begriffe sind und was sie glaubt. In der sachlich geführten Diskussion sind ihre Anschauungen, die oft auf eigenen Erfahrungen beruhen, hilfreich und wertvoll und fördern eine gerechte und menschlich verantwortbare Behandlung der Armenfälle.

Was der mütterlichen Natur der Frau am meisten entspricht, ist wohl der zweite Teil ihrer Aufgabe als Mitglied einer Fürsorgekommission: der direkte menschliche Kontakt mit den Hilfesuchenden. Hier zeigt es sich auch, ob sie sich für diese Arbeit eignet oder nicht. Versteht sie es, Misstrauen und Vorurteile zu zerstreuen, ist sie klarsichtig genug, um Verschlagenheit oder Vortäuschenwollen zu durchschauen, und weiss sie den Leuten das Gefühl zu geben, dass sie mit ihren Anliegen — nicht nur mit den materiellen — zu ihr kommen können, dann wirkt ihre Arbeit in die Breite und Tiefe. Mehr noch — was sie durch ihre Persönlichkeit auszudrücken versteht, trägt viel dazu bei, in den bei ihr Anklopfenden das natürliche Selbstbewusstsein zu stärken. Gerade das fraulichen Einfühlungsvermögen erweist sich immer wieder als wertvoller Helfer, wenn es herauszufühlen gilt, wo den andern der Schuh drückt. Und oft gelingt es ihrem praktischen Sinn, einzurenken, was verfahren scheint. Wie vielfältig und verworren sind doch die Bedrängnisse, in die Familien geraten können! Krankheit, Verdienstausfall, Leichtsinn, Schulden oder auch mangelnde Lebenskraft sind die Probleme, vor die die Fürsorge gestellt wird. Für die Frau ist hier ein weites Feld der Tätigkeit. Die Gemeinden wachsen, mit ihnen auch die Aufgaben an den minderbemittelten Bürgern, und um sie zu lösen, braucht es die Mithilfe der Frauen. *gzb.*

Edip Halidé, die Mutter der Türken

Edip Halidé, die «Mutter der Türken» genannt, ist die führende Persönlichkeit im kulturellen Leben der modernen Türkei. Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts geboren, studierte sie am berühmten Robert-College in Istanbul und promovierte um die Jahrhundertwende zum Dr. phil. Im Kampf um die Befreiung der Türkei spielte sie neben Atatürk eine bedeutende Rolle und gehörte zu seinen engern Mitarbeitern. Sie wurde allerdings später mit ihrem zweiten Gatten, der Aussenminister war, einer Verschwörung beschuldigt und verbannt. Sie lebte während Jahren in Paris und London. Dort ist auch eines ihrer bedeutendsten Werke «Turkey faces west» (Die Türkei blickt nach Westen) entstanden. Erst nach dem Tode Atatürks, im Jahre 1938, durfte Edip Halidé wieder in ihre Heimat zurückkehren.

Als uns Edip Halidé empfing, war sie gerade daran, einen Artikel über die Kinderkriminalität zu schreiben; ein Problem, dessen Lösung nach Edip Halidé in der Türkei ebenso brennend ist wie in Amerika. Viele Kinder haben in Istanbul kein Heim. Sie leben auf der Strasse und hausen nachts irgendwo unter einer Brücke.

Auf die Frage, wie die Türkei den grundlegenden Wechsel ertragen habe, meinte sie: «Ein grosser Teil der Neuerungen war sicher von Gutem.» In ihrem Buche «Turkey faces west», beschreibt sie die Veränderungen und die geistige Umstellung der Türken.

Gegenüber der Frauenarbeit, auch die der verheirateten Frau und Mutter, ist die Schriftstellerin positiv eingestellt. Sie sagt dazu: «Die Frauen haben in der Türkei immer einen grossen Teil der Arbeit geleistet. (Wer hat nicht von den in den Cafés sitzenden Türken gehört?) Heute ist die Berufsarbeit der Ehefrau eine dringende Notwendigkeit. Kein Mann kann seine Familie mehr allein ernähren, und nur sehr wenige Männer sind dagegen, dass ihre Frauen ausser Hause arbeiten. Uebt einer der beiden Ehegatten — Edip Halidé sagt nicht die Frau — keinen Beruf aus, so entstehen viel mehr Streitigkeiten in der Familie. Am besten ist es, wenn beide Ehegatten im gleichen Beruf arbeiten. Ohne Beruf fehlt der Ehe die nötige Bindung. Die Eheleute haben keine gemeinsamen Interessen und haben sich bald nichts mehr zu sagen. Auf die Kinder hat die berufstätige Mutter einen viel grösseren Einfluss als jene Mutter, die ständig mit ihnen zusammen ist.»

Nach der Ansicht von Edip Halidé habe der Islam nie etwas gegen die Frauenarbeit einzuwenden gehabt. Erst die christlichen Herrscher von Byzanz hätten die Arbeit der Frauen degradiert.

«Ich glaube, die Frau hat sich dem ständigen Wechsel in der Welt anzupassen, wenn sie nicht zurückbleiben will», sagt die Schriftstellerin weiter.

Zur Frage der Einehe meinte Edip Halidé: «Wegen der Einehe und der inneren Wandlung der Türkin haben wir in der Türkei mehr Ehescheidungen. Die Frauen sind heute wirtschaftlich mehr oder weniger unabhängig. Durch ihre grössere innere und auch äussere Freiheit — die geschiedene Frau wird nicht mehr von der Gesellschaft ausgestossen — ist die moderne Türkin auch nicht mehr bereit, hinzunehmen, was ihre Mütter und Grossmütter ertragen mussten. Als Folge finden wir in der modernen Türkei gerade durch die Einehe mehr eheliche Untreue. Althergebrachte Sitten lassen sich nicht in einer Generation überwinden.»

Dass die junge Türkin selbst die Frau in kleineren Ortschaften und Städten, sich in Fragen der Politik nicht von den Männern beeinflussen lässt, bestätigt Edip Halidé mit einer Unterredung, die sie in der Nähe von Smyrna/Izmir führte. «Die Männer versicherten mir, sie schrieben den Frauen vor, wem sie ihre Stimme abzugeben hätten. Wie ich aber nachher die Frauen in ihren Häusern aufsuchte, lachten sie darüber und sagten: ‚Wir machen das die Männer nur glauben. Wir stimmen für jene, die wir selbst für die Geeigneten halten'.»

Edip Halidé ist überzeugt, die türkische Frau würde im Ausland nicht richtig verstanden. Im Grunde unterscheide sie sich nicht sehr von andern Frauen. Sie glaubt, dass die Fragen, mit denen sich die Türkei zu beschäftigen hat, auch die Probleme der meisten Länder der übrigen Welt sind.

Melanie Bieri

Dänemarks Steuerpolitik

Der Staat Dänemark besitzt keine allgemeine Warenumsatzsteuer wie die Schweiz. Er besteuert nur bestimmte Warengruppen, die einen Luxus- oder sonst besonderen Charakter aufweisen. Am meisten bringt ihm der Tabak ein, nämlich nicht weniger als 645 Millionen Kronen. An zweiter Stelle stehen die alkoholischen Getränke, die über 482 Millionen Kronen abwerfen; darin sind inbegriffen 65 Millionen Produktionsgebühren auf Branntwein und 70 Millionen auf Bier, sowie die gewaltige Summe von 345 Millionen aus der Warenumsatzsteuer auf alkoholischen Getränken. Schokolade und Zuckerzeug werfen 162 Millionen Kronen ab.

Mit dieser Besteuerung verfolgt der dänische Staat offenkundig nicht nur ein fiskalisches Ziel, sondern bezweckt auch eine Förderung der Volksgesundheit. SAS.

samkeit. Wenn ich jeden Tag diesen wunderschönen Brief hätte lesen können!»

Sie sah mich an.

«Kann man in meinem Alter noch lesen lernen, Frau?»

«Es ist eine schwere Arbeit», entgegnete ich ausweichend. «Und wozu brauchen Sie es zu können? Nun wissen Sie ja, was in dem Brief steht.»

«Das schon. Aber ich möchte jedes einzelne Wort verkosten. Wie einen Leckerbissen. Ich werde zum Lehrer ins Dorf gehen. Vielleicht . . .»

Sie verstummte, träumte mit offenen Augen vor sich hin und merkte gar nicht, dass ich mich davonschlich, als hätte ich ein Verbrechen begangen.

Von da an machte ich beim Reiten immer einen Bogen um Kajes Hof. Sie hätte bestimmt verlangt, dass ich ihr den Brief wieder vorlese, hätte mich womöglich bei einer Ungenauigkeit ertappt, wäre misstrauisch geworden.

Doch hörte ich bald von den alten Weibern, die es lachend, spottend erzählten, dass Kaje jeden Tag anspanne und ins Dorf zum Lehrer fahre.

«Sie lernt lesen!» höhnten die Weiber. «Lernt auf ihre alten Tage lesen! Will vielleicht eine feine Dame werden. Sie hat ein grosses Buch, wie die Kinder es haben. Sitzt damit auf der Bank vor dem Haus, spricht laut vor sich hin: b —, a —, ba, — g —, e —, ge. Es ist zum Totlachen.»

Es war nicht zum Totlachen, war weit eher zum Totweinen, aus Erbarmen, aus Mitleid. Einmal kam ich zu Fuss an dem Hof vorüber. Ich hatte mich in dem grossen Ahornwald, der hinter dem Gehöft lag, verirrt und wusste nicht, wohin ich ging. Den Hof erkennend, verbarg ich mich hinter Hecken und Stauden, schlich gebückt weiter. Dann hörte ich durch die herbstlich klare Luft die heisere, harte Stimme, die fast andächtig, wie ein Gebet, jedes Wort skandierend, vor sich hinlas:

«Das Haus. Der Hof. Der Hund. Die Kuh.»

Schauerlich wirkten diese einfachen, alltäglichen, guten Worte. Waren sie doch der Weg, der einen Menschen vom Paradies zur Hölle führen würde. Und die Stimme sprach weiter: «Das Gebet. Gott . . .»

Gott! Wollte er doch einen Blitzstrahl niedersenden und die Frau töten, ehe sie den Brief, den schrecklichen Brief, lesen konnte. Wollte er sie doch gnädig und barmherzig mit Blindheit schlagen, damit ihre wartenden Augen nie mehr einen Buchstaben erkennen könnten.

Der Herbst wurde immer böser, die Winde heulten ums Haus. Die zitternden nackten Bäume streckten hilfesuchend die Aeste zum Himmel. Und dann kam, milde und gütig, der Schnee. Alles war weiss, von einer unirdischen Reinheit weiss, weiss, wohin man blickte. Eine weisse Welt.

Aber eines Nachts färbte die weisse Welt sich blutrot. Hoch aufschiessende Flammen erhellten den Ahornwald, in dessen Nähe ein gewaltiges Feuer wütete. Die Männer aus dem Dorf und die Gutsknechte rückten aus, das Feuer zu löschen.

Als sie das Gehöft erreichten, stand bereits alles in Flammen. Der Sturm, der von Norden kam, riss die Feuergarben hierhin und dorthin. In den Ställen brüllten angstvoll die Kühe, die Pferde hatten sich losgerissen, die Stalltür zertrümmert und rannten, wahnsinnig vor Entsetzen, im Galopp hinaus auf die weisse Ebene. Und vor dem brennenden Haus stand mit wehenden grauem Haar und irrem Gesicht eine Frau und lachte. Lachte so laut, dass es das Brüllen der Kühe und das Knistern des brennenden Holzes übertönte. Lachte und lachte und konnte nicht aufhören.

Kaje hatte den Brief gelesen.

Ricarda Huchs Briefe an ihre Freunde

Von Maria Nils

Kitty Aschenbach las im Schosse der Literarischen Sektion des Lyceumclubs Zürich «Zürcher Erinnerungen, Philosophie und Lyrik» von Ricarda Huch, die Stunde in schönster Weise zu einer vertiefenden Rückschau in das Werk der grossen Dichterin gestaltend.

«Leuchtende Spur», so nannte vor fünf Jahren Marie Baum, die Freundin und Weggefährtin der grossen deutschen Dichterin Ricarda Huch das Erinnerungsbuch, in dem sie das Leben dieser bedeutenden Frau mit klugem Verständnis und liebender Ehrfurcht gezeichnet hat. Nun leuchtet abermals ernst und beglückend die Spur von den Erdentagen Ricardas Huchs auf, unmittelbarer und deutlicher noch denn zuvor, stehen wir doch beim Lesen ihrer «Briefe an die Freunde» (Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins, Tübingen) ganz unter der persönlichen Ausstrahlung ihres Wesens. Und das bedeutet die Begegnung mit einem Menschen, der nicht nur eine ungewöhnliche geistige und künstlerische Lebensleistung vollbrachte, sondern auch in Zeiten schwerster Prüfung zu den Charaktervollen gehörte, die in ihrer unerschrokkenen Haltung nicht wankend wurden.

Dass Marie Baum, die der Dichterin seit den gemeinsamen Studienjahren in Zürich von allen ihr freundschaftlich verbundenen Persönlichkeiten zweifellos am nächsten stand, die berufenste Herausgeberin dieser Briefe ist, versteht sich von selbst. Sie hat sie so zusammengestellt, dass sich aus ihnen gleichsam die Selbstbiographie Ricarda Huchs ergibt, zu der die Freundin vor den einzelnen Abschnitten lediglich die erläuternde Einleitung schrieb. Die aus den Briefen aufgebaute Lebensgeschichte setzt freilich erst in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg ein: wir haben hier von allem Anfang an die gereifte Dichterin vor uns, deren äusseres und inneres Dasein wir bis zu ihrem Tod verfolgen können. Die Briefe erschliessen die geistige Welt und die Haltung der Schreiberin gegenüber den wesentlichen Problemen und Ereignissen ihrer Zeit ebenso deutlich wie den intimen Lebenskreis der Frau, Mutter und Grossmutter und ihre freundschaftlichen Beziehungen. Wir erhalten aus alledem eine Ahnung vom Reichtum eines Erlebens und Erfahrens, geistiger Erkenntnis und menschlicher Verbundenheit, wie sie wohl nicht vielen unserer Zeitgenossen zuteil geworden sind. Die Stationen dieses Lebens heissen München, Berlin und Heidelberg, Freiburg und Jena, dazwischen Bern, Zürich und Padua; die historischen Hintergründe sind zwei Weltkriege, die Zwischenkriegszeit, die nationalsozialistische Gewaltherrschaft und der Zusammenbruch Deutschlands. So empfängt man beim Lesen der Briefe Ricarda Huchs in mancher Hinsicht zugleich eine erregende, zeitgenössische Chronik; mehr noch als von den aufgezeichneten Geschehnissen wird man freilich von der Persönlichkeit der Schreiberin beeindruckt. Wir besitzen hier die Bekenntnisse einer Dichterin, die als leidenschaftlich und zugleich kritisch Erlebende in ihrer Zeit stand. Sie schrieb ihre intimeren Briefe «überwiegend in nachdenklichen Stimmungen, dunklen

Profil der Nationen

Die Organisation hat sich in erster Linie damit befasst, in Zusammenarbeit mit der Ständigen Konferenz für hohe internationale Studien nationale Monographien vorzubereiten. Unter dem allgemeinen Titel «Profil der Nationen» («Ways of Life») geben diese Monographien einen Ueberblick über die Eigenwerte und die soziale Struktur von fünfzehn Ländern: Aegypten, Frankreich, Griechenland, Italien, Libyen, Mexiko, Neu-Seeland, Norwegen, Oesterreich, Pakistan, Polen, Schweiz, Südafrikanische Union und Vereinigtes Königreich. Zur Erleichterung der Vergleichsmöglichkeiten der Lebensart und der Institutionen dieser verschiedenen Nationen wurde ein einheitlicher Plan, — der jedoch nur richtunggebend sein sollte — den Spezialisten, die bei dieser Aufgabe mitwirkten, vorgelegt. Er umfasste folgende sieben Punkte: 1. das Land und seine Bevölkerung; 2. die Familie; 3. die Erziehung; 4. die politischen Einrichtungen; 5. das wirtschaftliche Leben; 6. die Religion; 7. die internationalen Beziehungen. Der nur geringfügig umgearbeitete und den jeweiligen Umständen angepasste Plan hat den 1949 und 1950 ausgearbeiteten fünfzehn Manuskripten zugrunde gelegen, deren Herausgabe durch private Verlage nunmehr sichergestellt ist. — Die Autoren dieser Monographien sind jeweils Staatsangehörige desjenigen Staates, der in der betreffenden Monographie behandelt wird; die Koordinierungsarbeiten — wenn überhaupt solche in Frage kommen — wurden von besonders qualifizierten nationalen Organisationen wie zum Beispiel dem Australischen Institut für Internationale Fragen und dem Südafrikanischen Institut für Internationalen Fragen durchgeführt. Folgende Werke sind schon in Englisch erschienen (1) «The South African Way of Life», unter der Leitung von C. H. Calpin, ehemaliger Lehrer an der Durham Schule in England, letzter Chefredakteur von «The Natal Witness»; «The Australien Way of Life», unter der Leitung von George Caiger, vom Australischen Institut für Internationale Fragen; «The British Way of Life» von K. B. Smellie, Professor der Staatswissenschaft an der Londoner Universität; «The Norwegian Way of Life», von Frede Castberg, Professor des konstitutionellen und internationalen Rechts. z. Zt. Rektor an der Osloer Universität. Bisher sind folgende Werke in französischer Sprache erschienen: «Der Schweizer Bund» von Denis de Rougemont; «Canada», von Fräulein T. Davidson; «Die Südafrikanische Nation: Werte und Ideale einer mehrrassigen Gesellschaft» unter der Leitung von C. H. Calpin.

(UNESCO-Nachrichten)

Rotkreuz-Stiftung für Krankenpflege Lindenhof-Bern

Jedermann, auch der Gesündeste, ist daran interessiert, dass die Spitäler wiederum mit einem genügenden Stab von ausgebildeten Schwestern versehen werden können, denn jeder kann eines Tages spitalbedürftig werden und würde dann sehr darunter leiden, wenn die Pflege seinen Erwartungen nicht entspricht. Bis heute hat ein Zusammenbruch des Pflegedienstes durch Schliessung von Spitalabteilungen in unserem Lande wohl nur deshalb verhindert werden können, weil die alten Kader unserer Schwestern Unerhörtes an Einsatzbereitschaft geleistet haben. Wenn nun aber nicht raschestens und in grosszügiger Weise den Schwesternschulen Hilfe geleistet wird, so wird sich der Schwesternmangel in der Schweiz in den nächsten Jahren in katastrophaler Weise auswirken, ganz abgesehen von der trostlosen Situation, die entstehen müsste, wenn durch politische Verwicklungen oder eine Mobilisation Hunderte von Krankenschwestern an die Armee abgegeben werden müssten und weitere Hunderte von ausländischen Schwestern in ihre Heimat zurückkehren würden. Wir Chefärzte der Spitalabteilungen appellieren deshalb an das Verantwortungsbewusstsein eines jeden Schweizer Bürgers, wenn wir hier die dringende Bitte aussprechen, es möge dem Aufruf der Rotkreuzstiftung Lindenhof um Unterstützung ihres Schul- und Spitalneubaues Folge geleistet werden.

Professor W. Hadorn
Direktor der medizinischen Klinik
der Universität Bern

Jede grosse und kleine Spende ist willkommen. Einzahlungen können auf Postcheckkonto III 25 600, Rotkreuz-Stiftung für Krankenpflege, Lindenhof Bern, Baukonto, gemacht werden.

Die Wohnberatungsstelle «Die gute Form» in der Städtischen Kunsthalle in Mannheim

Die Umwandlung der sozialen Struktur in Deutschland hat auch das Wohnungswesen stark beeinflusst. Sehr viele Menschen blieben lange Zeit obdachlos und müssen auch heute noch auf eine eigene Behausung warten, trotzdem der Wohnungsbau in grossem Umfang betrieben wird. Der Wunsch nach dem eigenen Heim ist heute der Grundpfeiler des persönlichen Lebens des deutschen Menschens. Die völlig veränderten Lebensbedingungen nach dem Zusammenbruch im Jahre 1945 verlangten andere Lebensformen. Der Städte- und Wohnungsbau, eine der wichtigsten Bezirke menschlichen Lebens, muss sich um diese neue Form bemühen. Es beginnt schon bei der Planung der Städte und geht bis zum einzelnen Wohnungsbau. Diesem Neubeginn stehen viele ratlos gegenüber. Aus den vielen sich ergebenden Fragen, Aufgaben und Lösungen entstand die Idee, eine Wohnberatungsstelle für die Oeffentlichkeit schaffen. Die erste wurde 1953 in Mannheim eingerichtet. Sie steht im Dienste der Beratung durch sachkundige Führungen und individuelle Beratungen, aber auch in dem der Jugenderziehung. In dieser Beratungsstelle finden wechselnde Ausstellungen statt.

Die Ausstellungen bezwecken keinerlei kommerzielle Ziele. Es soll den Besuchern alles Neue gezeigt werden, was Architekten ersinnen und was heute im Wohnungsbau Verwendung findet. Die Ausstellungen haben einen grossen Erfolg, sie werden von durchschnittlich tausend Personen im Monat besucht.

Oft stossen die neuen Lösungen auf Widerspruch. Es gibt aber sogleich die Möglichkeiten, durch Gespräche mit Fachleuten alle Für und Wider abzuwägen. Oft sind es Vorurteile, Erinnerungen an vergangene Zeiten, die ein unbefangenes Anschauen verhindern. Es wird aber meist ersichtlich, dass die neuen Formen unserem Lebensstil, der so erheblich von dem unserer Eltern und Grosseltern abweicht, angepasst worden sind. Es wird aber nicht nur Wert auf das Zweckmässige, sondern auch auf das Schöne gelegt. Dazu gehört auch Klarheit in der Umgebung, in der der Mensch das Primäre bleiben soll. Er wird in den modern gestalteten Räumen nicht mehr durch falsche Pracht und unsinnige Dekorationen erdrückt. Er soll seiner Umgebung die eigene Atmosphäre geben.

Die erste Ausstellung zeigte «Möbel und Hausrat». Es folgten «Tapeten von heute», «Das gute Geschenk», «Erzeugnisse der Kunststoffindustrie», «Küche und Hausrat», und zurzeit «Die Wohnung von heute». Es wird durch diese Ausstellungen gezeigt, was es geschmacklich und qualitativ Einwandfreies heute gibt. Die Besucher haben jederzeit die Möglichkeit, sich in allen Einrichtungsfragen kostenlos beraten zu lassen, so dass sie das Gesehene möglichst sinnvoll auswerten und ihrem eigenen persönlichen Geschmack anpassen können. Anfragen und Bitten um Ratschläge bei der Wahl der Möbel, der Stoffe, der Farben, der Art der Auf- und Zusammenstellung kommen nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus dem Ausland an diese Beratungsstelle.

Nun hat man wohl erkannt, dass im allgemeinen der Mensch gern im Altvertrauten, Hergebrachten verharrt und sich Neuerungen gegenüber eher ablehnend verhält. Das Alte wird bei ihm durch die Erinnerung verklärt und überdeckt dann so das Unterscheidungsvermögen für das gute Neue. Deshalb wird Wert auf eine geschmackliche Erziehung der Jugend gelegt.

Der Besuch der höheren Schulklassen aus Mannheim und der näheren und weiteren Umgebung wird angestrebt und ist sehr rege. Es wird dadurch bei vielen das natürliche Verständnis und die Lernbereitschaft geweckt. Bei Jugendlichen spielt der Faktor der Nachahmung eine grosse Rolle. So wie die häusliche Umgebung dazu verleitet, so gut können es auch die Vorbilder der Ausstellung tun, die den jungen Menschen dauernd zugänglich sind. Viele Anregungen, die durch diese Ausstellungen gegeben werden, fallen bei den Jugendlichen auf fruchtbaren Boden. Die Schulen selbst tragen durch Themenstellung bei ihren Arbeiten zur Vertiefung der durch die Ausstellungen gegebenen Anregungen bei. Anschauungsmaterial wie Abbildung guter Möbel und Geräte, Muster von Stoffen und Tapeten, Bilder von Töpfereien, Holzproben, werden durch die Beratungsstelle an die Schulen zum Unterricht ausgeliehen. So ergibt sich ein sehr erfreulicher Austausch zwischen Beratungsstelle und Schule, und damit auch zum Haus der Schüler.

Ebenso wie für die Schulen finden auch für Erwachsene Führungen und Diskussionsveranstaltungen in der Beratungsstelle statt. Frauenvereinigungen, Hausfrauen und Mütter, Volkshochschulkurse, Lehrerinnenseminare, sie alle gehören zu den regelmässigen Besuchern der Wohnberatungsstelle.

So hat sich die Wohnberatungsstelle zu einer beweglichen, lebendigen und ausbaufähigen Einrichtung entwickelt, die sich bemüht, auf ihrem Gebiet den Menschen zu leiten und für sich selbst Ausschau nach allem Guten und echt Neuen zu halten.

tz.

Und in Winterthur ...

Auch Winterthur erhält laut Werk, Nr. 1, 1956, eine Wohnberatungsstelle (im Gewerbemuseum). Ein Berater wird über die gezeigten Stücke und deren Qualität und Bezugsmöglichkeiten Auskunft erteilen. Industrieform und schöpferisches Handwerk sollen zu Worte kommen. Ausstellungen in bezugsfertigen Siedlungen sind vorgesehen.

Besonders zu begrüssen ist aber bestimmt der an derselben Stelle angekündigte erste Wohnberatungskurs, der im Rahmen der Hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule durchgeführt wird. Leiterin: Innenarchitektin Reni Trüdinger, Zürich und St. Gallen. Folgende Themen kommen zur Behandlung: Sitzgelegenheiten und Tische, Zimmer-Einrichtungen für eine Person, Schau von guten Tapeten, Teppichen, Vorhängen, Tisch- und Haushaltgeräten, Einzel- und Typenmöbeln.

In Ueberkleid und Arbeitsgewand

Die Geschichte der Ueberkleider und Arbeitsanzüge ist noch nicht so alt. Einige Arbeitstrachten, wie die Schurzfelle der Wagner oder Schmiede, die weiten Hosen und die malerischen Hüte der Hamburger Zimmermannen ausgenommen, die wir etwa an Zunftumzügen sehen und die sich einst oft zum regelrechten Merkmal eines Standes herausentwickelt hatten, deuten darauf hin, dass man früher im Kaufhaus, auf dem Bauplatz oder im Künstleratelier alte Kleider oder Anzüge in einfacheren Stoffen bei der Arbeit trug, wie dies ältere Leute — hauptsächlich auf dem Lande — heute noch tun.

Vor wenigen Jahren hat man eingesehen, dass die Arbeit, in richtiger Kleidung verrichtet, in anderer, froherer Stimmung getan wird, dass es sich auf die Arbeitsleistung stimulierend auswirkt, wenn man sich nicht nur zweckmässig und praktisch, sondern auch adrett anzuziehen weiss, so dass man sich jederzeit jedermann zeigen darf. Das Gefühl, vorteilhaft auszusehen, steigert das Selbstbewusstsein und somit die Arbeitsfreude. So stehen wir auch freudig und stolz zu unserer Tätigkeit, die doch den grössten Teil unserer Lebenszeit ausfüllt und allein uns Befriedigung geben kann.

Aus dieser Erkenntnis heraus hat sich unsere Berufskleider-Industrie entwickelt und hat — gerade in jüngster Zeit — nach mancherlei Versuchen und Anstrengungen, neue, verbesserte Modelle geschaffen, die den Ansprüchen des Schaffenden an seinem jeweiligen Arbeitsplatz voll genügen sollen. Der Arbeitende soll sich in diesen Anzügen frei und unbehindert bewegen können. Die letztern sollen strapazierfähig sein, hygienischen Anforderungen entsprechen und die teure Kleidung — als Arbeitsdress oder als Ueberkleid — schützen. Solid gearbeitete Taschen können Notizbücher und Pläne, Bleistifte, Masstäbe und Rechenschieber, ja sogar ganze kleine Maschinenteile aufnehmen, so dass die Arbeitsutensilien jederzeit griffbereit sind. Reissverschlüsse erleichtern eine rasche Handhabung und besonders fest angenähte Knöpfe sorgen für die nötige Sicherheit. Als im Jahre 1945 die amerikanischen Soldaten als Urlauber in die Schweiz kamen, wurde mit Genugtuung festgestellt, dass ihre Uniformen unseren Arbeitstrachten ähnlich waren. Bezeichnungen wie «amerikanische Form» und «Amerikaner-Modell» kamen daher auf.

Unsere Fabriken mit ihren ausgeklügelten Spezial-Maschinen sind Zeichen dafür, dass auf Grund rationellen Arbeitens die Anschaffung eines solchen Berufskleides auch für kleinere Beutel keine grosse Belastung bedeutet. Die erstklassigen Stoffe sind gewohnte Schweizerqualität.

Wir treffen sie überall, diese Menschen im Arbeitsdress: Apotheker, Arzt und Krankenschwester begrüssen uns im weissen Berufsmantel; in Fabrik und Werkstatt sehen wir sowohl Mann als Frau in ihren zweiteiligen Arbeitstenü nebeneinander arbeiten; auf dem Lande und im Garten tragen die Mädchen den Overall (aus Hose und Latz bestehend), und die Hausfrau öffnet uns in bunter Schürze. Auf dem Motorroller fahren die Jungen im «Uebergwändli», das nun zum rassigen Dress geworden ist, über Land, die Kinder spielen vergnügt in farbigen Farmerhöschen im Sand. Diese formschönen Kleider, die den meisten so vorzüglich stehen, können zu alledem rasch abgestreift und bequem gereinigt werden.

Alle haben wir aber das Bedürfnis, Arbeit und Feierstunden voneinander zu trennen und bei Arbeitsschluss wieder aus unserm Ueberkleid zu schlüpfen, wobei wir uns an den so wahren Ausspruch Hermann Sudermanns über die Arbeit «Ein volles Müdewerden ist schon ein halbes Glücklichsein» erinnern.

R. M.

Was sagen die Leserinnen dazu?

Aepfel wandern in gasdichte Kammern

Schon lange ist bekannt, dass die Reifevorgänge vieler Apfelsorten durch Lagerung in künstlich gekühlten Räumen stark verzögert werden können und es somit möglich ist, auch im Frühjahr noch saftige Früchte der Herbsterne auf den Markt zu bringen. Doch nicht alle Sorten sind gegen Kälte so unempfindlich, dass sie eine solche Lagerung ohne Schaden überstehen. Für solche Apfelsorten musste ein anderes Konservierungssystem gefunden werden. Zwei englische Forscher, die sich mit diesem Problem befassten, beobachteten schliesslich, dass sich die Essreife der Früchte nicht nur durch Absenken der Temperatur, sondern auch durch Aufbewahren in konditionierter Luft verlangsamen lässt. Kälteempfindliche Sorten wie etwa Jonathan können bei einer konstanten Temperatur von ca. plus 4 Grad Celsius in einem Raum mit erhöhtem Kohlensäuregehalt bis in den Monat Mai hinein gelagert werden. Mit diesem neuen Konservierungsverfahren befasst sich gegenwärtig in der Schweiz die Eidgenössische Versuchsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau in Wädenswil. Mit Aepfeln gefüllte Harasse werden hier in gasdicht abgeschlossene Zellen gebracht. Die Früchte sorgen durch ihre eigene Atmung dafür, dass sich die Mengenverhältnisse der natürlichen Bestandteile verändern. Bereits nach vier Tagen steigt der Kohlendioxydgehalt der Zelle auf 6 Prozent, während der Sauerstoffgehalt in dieser Zeit auf 15 Prozent gesunken ist. Diese Luftzusammensetzung wird nun durch fortwährende Ueberprüfung während der ganzen Dauer der Lagerung beibehalten. Ein zu hoher Prozentsatz von Kohlensäure kann auf die Früchte auch eine schädigende Wirkung haben. Doch die Versuche mit sorgfältig auf diese Weise konservierten Aepfeln zeigen, dass selbst lang gelagerte Früchte nur geringe Gewichtsverluste aufweisen. Ihre Haut blieb infolge der geringen Wasserabgabe glatt und schrumpffrei. Wie die Resultate verraten, kommt das genannte Verfahren nicht für alle Obstsorten in Frage. Doch liessen sich verschiedentlich verblüffende Ergebnisse erzielen, und die Zeit wird nicht mehr fern sein, da man sich in den grossen Obstlagerhäusern diese Erkenntnis zunutze machen wird.

A. B.

«Ambulante Sonntagsschule» in Norwegen

E. P. D. In Kristiansand bedient sich die Heilsarmee seit einem Jahr mit grossem Erfolg einer «ambulanten Sonntagsschule». Da die Kinder in den neuentstandenen Vorstadtquartieren zu grosse Entfernungen zurückzulegen hätten, fährt die Heilsarmee mit einem gemieteten Autobus von Quartier zu Quartier und sammelt auf diese Weise die Sonntagsschulkinder. Im vergangenen Jahre haben sich 23 800 Kinder an dieser «ambulanten Sonntagsschule» beteiligt. Der Heilsarmee wurde vom Bürgermeister der Stadt ein offizielles Dankeswort abgestattet für ihre Initiative. Das Beispiel von Kristiansand hat bereits auch in andern Städten Norwegens Nachahmung gefunden.

Stunden», und so geben diese Briefe als Zeugnisse einer innersten Bewegtheit und Anteilnahme an Menschen und Geschehnissen ein umso gültigeres seelisches Bild.

Da ist das eigene Leben und dichterische Streben. Ricarda Huch hat sich beides nicht leicht gemacht. Oft genug spricht sie — nur zu der engsten Freundin — von äusseren Schwierigkeiten und innerer Not. Und doch war sie viel zu vital und lebensbejahend, um sich von düsteren Stimmungen «unterkriegen» zu lassen. Aber wie jede echte Frau, hatte auch sie ein starkes Bedürfnis nach Rückhalt und Geborgenheit in der Liebe eines anderen Menschen. Das geht aus den Briefen der Münchner Jahre, als sie nach dem Scheitern ihrer zweiten Ehe allein auf sich gestellt, den Existenzkampf für sich und die geliebte Tochter Marietta auf sich nehmen musste, deutlich hervor, mehr noch aus jenen wundervollen Zeugnissen, die von der unlöslichen liebenden Verbundenheit mit ihrem ersten Gatten dem italienischen Arzt Ermanno Cecconi künden. «An Manno habe ich die helfende Liebe erlebt. Ich danke ihm das Beste, was ich habe», schreibt sie 1916 an die Freundin, der sie schon früher gestanden hat, dass kein Mensch sie so gut kenne wie er. Und sie betrachtete es als besondere Gnade des Schicksals, dass sie sich in späteren Jahren wiederum in einer wundersam gereiften Beziehung zu dem Gatten zurückfinden durfte. «Diese beiden so verschiedenartigen Menschen empfanden einander als unentbehrlich, bis in die tiefsten Wurzeln ihres Daseins verwachsen. Wenn Ricarda ihn mit ihrer Liebe hielt, so gab er ihr einen Halt, der sich nicht besser veranschaulichen lässt als durch den Wunsch, vor ihm, unter seiner helfenden Hand, zu sterben», berichtet die Herausgeberin der Briefe. Die Dichterin hat den Gefährten um zwei Jahrzehnte überlebt; «nicht alle Schmerzen sind heilbar ... In meinem Herzen ist eine Stelle, da blüht nichts mehr», schrieb sie nach seinem Tode.

Es ist von eigenem Reiz, in ihren Briefen zu verfolgen, wie sie sich auf den jeweiligen Lebens- und Interessenkreis der Briefempfänger einstellt. In diesem Zusammenhang mag es für uns eine besondere Genugtuung sein, dass die Dichterin, deren menschliche und geistige Entwicklung ja in den Jahren, da sie in Zürich Studentin, Lehrerin und Bibliothekarin war, wesentliche Einflüsse von der Schweiz empfing, auch später einem alten und jüngeren Kreis von Schweizer Freunden — zu dem unter anderem der grosse Heinrich Wölfflin und dessen Schüler Ulrich Christoffel, die Familie des Regierungsrates Merz, sowie der Arzt Professor von Salis und seine Tochter Helene in Bern, in Zürich die Studienfreundin Hedwig Bleuler-Waser und der Verleger Dr. Martin Hürlimann gehörten — eng verbunden blieb.

Ricarda Huch hat lange, ehe die grosse Katastrophe über ihr Land und die Welt hereinbrach, die unheilkündenden Zeichen der Zeit mit wachem Bewusstsein wahrgenommen. Ihre innere Kraft und menschliche Integrität aber bewährten sich in ihrer vollen Grösse während der Naziherrschaft in Deutschland. Sie hat von Anfang an die Konsequenzen aus ihrer Ueberzeugung, dass Gerechtigkeit, Menschenwürde und geistige Freiheit unantastbare Güter sind, gezogen und ist deshalb aus der preussischen Akademie der Künste ausgetreten, als diese sich zu einem Werkzeug der Diktatur machen liess. Kein Wunder darum, dass sie im Dritten Reich in ein «Verfahren wegen Heimtücke» verwickelt wurde, dass sie sich manchmal «wie ausgeschieden» aus ihrem Volke vorkam und dass ihre Bücher «aus den Reihen der Wohlgelittenen» gestrichen wurden. In einem Brief aus dem Jahre 1941 an den Bischof von Münster, Graf von Galen, lesen wir die für sie so charakteristischen Worte: «Erfahren zu müssen, dass unserem Volk das Rechtsempfinden zu fehlen scheint, war wohl das Bitterste, was die letzten Jahre uns gebracht haben. Das Bewusstsein, den Forderungen des Gewissens genuggetan zu haben, ist mehr wert als der Beifall der Menschen.»

Nach dieser Erkenntnis hat Ricarda Huch zeitlebens gehandelt. Aber es war für sie auch eine Forderung des Gewissens, unmittelbar nach Kriegsende das Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus zu beginnen, dem sie die Kraft ihrer letzten Jahre widmete. Hat sie geahnt, dass sie es nicht mehr würde vollenden können? An eine Freundin schreibt sie, sie habe nicht mehr viel Zeit vor sich, und ein andermal: «Wenn ich nicht mehr lebe, würde es ein anderer schreiben; aber, das glaube ich bestimmt, keiner mit mehr Leidenschaft und Verständnis.»

Ricarda Huch ist im November 1947 in Frankfurt am Main gestorben. Ihr Grab ist, wie wir jüngst beklommen vernehmen mussten, heute schon beinahe vergessen. Unvergessen aber, beispielhaft und ermutigend leuchtet die Erinnerung an ihre einzigartige Persönlichkeit, strahlt die Intensität ihres Werkes weiter in unserer Zeit.

Annette Kolb las vor

Von den Klängen des Flötenquartetts und Klarinettenquintetts umrahmt, hielt an der Gedenk-Matinée im Zürcher Stadttheater die grosse Dichterin und Verfasserin des Buches über Mozart, Annette Kolb, eine beschwörende Ansprache, die besinnungsvoll und mahnend, aber auch wieder strahlend heiter die Mozartfeiern eingeleitet hat. Dann las die Musik- und Mozart-Kennerin (unvergessliches Bild, wie sie auf antikem Fauteuil am spielerisch anmutenden Tischchen sass, das Buch hochhaltend) ein Kapitel über den jungen Mozart. Der geniale Künstler, der verliebte Jüngling, der tief Erlebende und aus solcher Fülle Gestaltende, sein unvergängliches Werk, wurden uns aus diesem grossartigen, in mehrere Sprachen übersetzten Buche in dieser feierlichen Stunde in eindrücklicher Weise nahegebracht.

Ein Geburtstag

Wir gratulieren der Schriftstellerin

Helen Wirth

zu ihrem 60. Geburtstag, den sie gestern feierte. Ihre auf betont christlich-ethischer Grundlage fussenden Werke, wie zum Beispiel der Roman «Ruth Studer», wie die weitern Werke «Aber die Liebe ..» und «Lebensmelodie» (Neuauflage im Herbst 1956) sind im Gotthelf-Verlag, Zürich, erschienen. Ein neues Buch, das die vielgelesene Autorin jetzt beendet, wird im Herbst dieses Jahres im selben Verlag herauskommen.

Die Redaktion

Steigerung der Leistungsfähigkeit im Alter

Wo fängt das Greisenalter an? Dafür ist keine fixe Grenze festgelegt. Ein Greis ist ein «alter Mann», eine Greisin eine «alte Frau». Es kann aber schon 50jährige geben, welche wie Greise aussehen, wie es 70jährige Männer und Frauen gibt, die noch ganz «rüstig» sind. Die «Altersgrenze» für die «Pensionierung» auf 60 Jahre anzusetzen wäre somit ein Unsinn, selbst mit 65 Jahren kann mancher Mann und Frau noch so tüchtig arbeiten wie ein «Junger» und eine «Junge». Wird ein noch «rüstiger» Mann aber offiziell in den Ruhestand versetzt, und er hat wirklich keine Arbeit mehr, dann sinkt er zusammen, er «altert», wird rasch zum Greis. Er langweilt sich, fühlt sich «zum alten Eisen» geworfen und verkümmert!

Die medizinische Wissenschaft beginnt seit einiger Zeit einzusehen, dass sie sich intensiver und systematischer als bisher mit dem Altersproblem zu befassen hat. Wenn es auch recht fraglich erscheint, ob es gelingen wird, das Leben des einzelnen zu verlängern, so sollte man doch zumindest alles tun, um den alten Leuten ihre letzte Lebensphase erträglich zu gestalten. Ein guter Gesundheitszustand wird es den älteren Jahrgängen ermöglichen, ihre in einem langen Leben erworbenen Erfahrungen und Kenntnisse der Allgemeinheit weiterhin dienstbar zu machen. Die Devise der amerikanischen gerontologischen Gesellschaft «wir müssen die Jahre mit Leben erfüllen und nicht bloss dem Leben Jahre anhängen» dürfte Ziel und Aufgabe der medizinischen Altersforschung treffend umreissen.

Schon des öfteren wurde die Möglichkeit erwähnt, dass die bei alten Leuten häufigen Störungen im Vitaminhaushalt für gewisse Altersbeschwerden verantwortlich sein könnten. Schneider und Sankowsky liessen nun ein Vitaminpräparat mit 10 Vitaminen an Altersheiminsassen verabfolgen, im ganzen an 53 Personen im Alter von 58 bis 89 Jahren, während 20 andere «Greise» ein Präparat ohne Vitamine erhielten. Gesamthaft liess sich feststellen, dass das physische Leistungsvermögen unter der sechswöchigen Vitamintherapie mit «Protovit» Roche um 123 Prozent zunahm, das psychische um 27 Prozent. Bei den 20 Personen, die das Leerpräparat (ohne Vitamine) erhielten, ging die Leistungsfähigkeit zurück.

Zahlreiche Beschwerden, welche die Patienten früher angegeben hatten, besserten sich unter der Vitamintherapie eindeutig.

Wurden die Vitamine länger als 8 Wochen verabreicht, z. B. 14 Wochen lang, so stellte man noch einen weiteren Fortschritt gegenüber der Prüfung nach sechswöchiger Medikation fest (45 Prozent). Um einen vollen Erfolg zu erzielen oder die erreichte Besserung aufrecht zu erhalten, ist also eine länger dauernde Vitaminzufuhr nötig. Da die Leute gut verpflegt waren, war also nicht Vitaminmangel durch die Ernährung vorhanden, auch nicht infolge beeinträchtigter Resorption, da keine gastrointestinalen Störungen vorlagen, wohl aber lag Vitaminmangel in den Geweben vor infolge ungenügender Verwertung.

Durch die zusätzliche Protovit-Verabreichung erhielten somit die Gewebe die nötige Vitaminmenge und die Leute blieben gesünder und leistungsfähiger. *r.*

Bücher

Der Mensch in der zweiten Lebenshälfte, von Erich Stern, Rascher-Verlag.

In unserer Zeit, da alles auf's Jungsein und Jungbleiben eingestellt ist und der alternde Mensch beiseite geschoben wird, zumeist sich selbst überlassen mit seinen neuen Schwierigkeiten und Nöten, ist ein Buch wie das vorliegende sehr zu begrüssen. Es will dem Menschen der zweiten Lebenshälfte, die ja mit ungefähr 40 Jahren beginnt, das Verständnis für die Vorgänge erleichtern, die körperliche und seelische Veränderungen zwangsläufig mit sich bringen. Gewiss, es gibt kein Idealbild des alternden Menschen, des Greises, doziert auch nicht vor, wie man «richtig» alt zu werden habe. Es beleuchtet aber die Tatsachen aus der Praxis des Psychotherapeuten, die, gerade weil sie nicht übers gewöhnliche Mass hinausweisen, Trost und Stütze sein können. *A. V.*

Verzeichnis der schweizerischen Fürsorgestellen und Heilstätten für Alkoholkranke. Ausgabe Frühjahr 1954. 18 Seiten, Fr. 1.—. Beziehbar bei der Geschäftsstelle des Verbandes Schweizerischer Fürsorge für Alkoholgefährdete, Neustadt 17, Schaffhausen.

Das letzte Verbandsverzeichnis erschien im Herbst 1950. So war es an der Zeit, dass der Geschäftsführer das neue Verbandsverzeichnis bearbeitete und gerade noch auf die Verbandstagung in Schaffhausen Ende Mai 1954 vorlegen konnte. Trotzdem verschiedene Aenderungen vorgekommen sind, zahlreiche Neueröffnungen erfolgen konnten, sind einige Stellen und eine Heilstätte eingegangen. Das frühere Verzeichnis nannte 109 Fürsorgestellen; das neue enthält deren 110, die sich mit der Fürsorge an Alkoholgefährdeten befassen (Fürsorgestellen und Blaukreuzagenturen). Im Hauptberuf nennt es deren 67, also mehr als die Hälfte. Zwei Seiten führen die neun dem Verband angeschlossenen Heilstätten für Alkoholkranke auf, sowie 7 Anstalten, welche Alkoholkranke in besondern Fällen in Verbindung mit bestehenden Heimen aufnehmen. Wertvoll sind auch die Adressen der eidgenössischen und kantonalen Fürsorgeinstitutionen und -einrichtungen zur Bekämpfung des Alkoholismus, die am Schlusse aufgeführt sind. Wer das Verzeichnis den zuständigen Instanzen (Armenpflegen, Friedensrichterämter, Statthalterämter, Vormundschaftsbehörden) und weiteren interessierten Kreisen zuleitet, leistet der Sache einen wertvollen Dienst.

Redaktion
Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426, Zürich 55, Tel. 051 / 35 30 65

Die Aufrichtende

Es gehört zu den schönsten Aufgaben der Frau, aufzurichten, was gedrückt und gebeugt ist, weil sie die umfassend Liebende ist, wenn Nöte und Schwierigkeiten sie gereift haben, und sie sich das Herz offen bewahrte für das leidende Geschöpf. Sie vereinigt Eros und Agape, ist mitleidend und erbarmend, wortlos führend und schweigend verzichtend. Sie ist es ihrem Wesen nach, wenn sie dieses Wesen völlig in sich erkannt hat.

Dieser ihrer Natur gemäss ist sie die Aufrichtende. Ein Kind in Not läuft instinktiv zuerst zur Mutter, nicht weil es sich von ihr besser verstanden wähnt als vom Vater, sondern weil mütterliche Hände anders beschaffen sind als väterliche. Mütterliche Hände wissen aufzurichten, zu trösten. Ob Mensch, Tier oder Pflanze — alles, was besonderer Pflege und Geduld bedarf und leidet, ist der Frau von Anfang an vertrautes Gut, und wo immer sie sich dieser Aufgabe unterzieht, darf man sie als seelisch unzufrieden und unglücklich, als ausserhalb des Gleichgewichts stehend, betrachten. Dass ihren Händen so viel zerbrechliches Gut anvertraut ist, damit sie das Leidende, Unglückliche, Zarte beschütze und pflege, darin äussern sich seelische und geistige Werte, die Beherrschtheit und Selbstlosigkeit, Einfühlung und Takt verlangen. Die moderne Frau, die aktiv im Leben steht, wird deshalb viel umfangreicher beansprucht, als der Mann, denn in allem ihrem Tun ist und bleibt sie Frau.

Ein sehr fähiger Psychologe und Pädagoge unterstellt sein Tun dem Leitsatz: «Aufrichtig aufrichten». Seine Heilungserfolge sind bedeutend, und vielen seelisch unter seiner Führung Gesundeten ist er auch ein geistiger Führer geworden. Es greift das Aufrichtende, das verständnisvolle Sichhinwenden zu einem Leidenden ein in die Ganzheitlichkeit menschlicher Persönlichkeit, seelisch, geistig, körperlich. Es besteht aus wissendem Erkennen und aus Güte des Herzens, der das Fremde nicht fremd ist. Sollte nicht gerade heute, da Werte seelischen und geistigen Inhaltes durch die Hast unserer Tage immer mehr einer tieferen Verwurzelung verlustig gehen, die Frau sich intensiver mit dieser Aufgabe befassen und sich daran erziehen lernen, indem sie duldsamer wird, aber auch kämpferischer, versöhnlicher, aber auch kritischer, selbstloser und auch selbstbewusster, sachlicher, doch ohne etwas von den Sensibilität ihrer Seele und ihres Geistes aufzugeben? Die zerstörenden Elemente werden auf unserer Erde immer stärker vertreten sein als die aufbauenden, aber immer und überall sind die aufbauenden Kräfte am Werk, sie leben in jeder menschlichen Seele, wie sie auch in der Natur wirksam sind. Dass sie hinaufgehoben werden in bewusstes Tun ist jedem Menschen, wer er auch sei, was er auch innerhalb seines Eigenbereiches zu verwirklichen strebe, aufgetragen. Spezifischer damit verbunden ist das aufrichtende Wirken, die Hilfe der Frau gegenüber dem Leidenden und Elenden.

Die Frau von heute will nicht mehr als die «Unverstandene» gelten; sie trachtet danach, dass einer den andern nie ganz verstehen wird, fällt ihr dasselbe Mass an Einsamkeit zu, das dem Menschen schlechthin bestimmt wurde, damit er reife. Es gibt hier keine Kompensationsmöglichkeit, es sei denn bewusstes Bemühen, den andern weitmöglichst zu verstehen und ihm, durch bewusstes Tragen der Einsamkeit in der eigenen Seele, zu helfen, die seine zu erkennen, sie zu lieben und sie zu bejahen.

Aufrichten bedeutet immer ein Ja-sagen zum Leben, zu allen schwierigen Vorgängen, ohne die weder körperliche noch seelisch-geistige Geburt vollzogen wird. Die Frau ist ihrer innersten Natur nach optimistisch und lebensbejahend. Ist ihr nicht schon allein deshalb aufgetragen — heute mehr denn ehemals, da sie zum Bewusstsein ihrer Kräfte sich durchgerungen hat — im Leben aktiv zu wirken als die Aufrichtende? Das lebensbejahende Wirken ist heute um so bedeutungsvoller, als die pessimistischen Strömungen scheinbar berechtigt sind durch des Menschen Versagen, einschneidende Probleme zu lösen. Und nur wer aufgerichtet, aller Not zum Trotz, dem Leben gegenübersteht, kann es zum Frieden gestalten, ungeachtet des bestehenden Unfriedens. *Ellen Darc*

Die «Kinderstube»

Machen wir einen Gang durch die Kinderstube und wählen als Beispiel einen Eintritts- und Chefvisitentag.

Etliche Mütter sitzen mit ihren Kleinen vor der Türe der Kinderstube. Die Schwester plaudert freundlich mit allen, um das Zutrauen von Müttern und Kindern zu gewinnen. Sie frägt eine um die andere nach Name, Alter, Adresse des Kindes, nach der Telephonnummer, den Krankenkassenverhältnissen, nach bereits durchgemachten Krankheiten, der Ernährung zuhause, ob in der Umgegend eine Kinderkrankheit herrsche usw. Dann gibt es meistens einen tränenreichen Abschied zwischen Mutter und Kind. Erstere wird gebeten, nicht allzu oft vorbeizukommen, um das meist bald verwundene Heimweh des Kindes nicht immer neu anzufachen, dafür dürfen die Eltern telephonische Erkundigungen einziehen, so oft sie wollen.

Die Kinder werden nun in ihre Bettlein versorgt, mit Spielzeug, herzlichen Worten und den neuen Kameraden von trüben Gedanken abgelenkt. Wie manchmal muss man Verwahrloste in erster Linie in ein Bad stecken, Nägel nach Muster «Strupelpeter» zurückschneiden und ein scharfes Auge durch den Haarwald gleiten lassen, um die zwar selten gewordenen Bewohner auszutreiben, bevor die ganze Kinderstube verseucht ist.

Die Schwester und ihre Gehilfinnen eilen hin und her, tröstend, singend, aufmunternd, beschwichtigend. Mutter von 10 bis 15 kranken Kindern zu sein — wahrlich eine zeitvertreibende Aufgabe!

Kaum ist der Fruchtznüni verteilt, verspiesen, die Esslätze versorgt, so meldet der Funkdienst das Nahen der Chefvisite. Hei, nun aber straffe Disziplin unter die lebhafte Gesellschaft! Hier wird noch ein Prinzlein entthront, dort ein Wildfang unter die Decke gesteckt, den der Fensterplatz zu Turnübungen verleitete, die das Blickfeld Richtung Strasse erweiterten!

Die Spielsachen werden versorgt, die Kurven nochmals geprüft, Röntgenbilder bereitgelegt und kaum hat sich die Schwester eine saubere Schürze angezogen, klingt auch schon der junge Sprechchor: «Grüezi mitenand!»

Auf einmal ist das grosse Zimmer angefüllt mit Chefarzt, Assistenten, die von Bett zu Bettlein wandern, auf genaue Auskunft der Schwester vertrauend, mit den Kleinen scherzen und dabei doch ihre Beobachtungen machen.

Die Angst vor dem Herrn Doktor lässt sich durch viel Liebe und Geduld seitens der Aerzte meistens vertreiben und die Schwester hilft mit Zuspruch wacker mit. Hier werden Nähte entfernt — «nein, nein, das tut nicht weh, schau, welch schöne Schere, mit ihr könntest du feine Bilder ausschneiden». «Jetzt muss ich etwas «brennendes» auf deine Wunde schütten, aber dafür darfst du umso schneller aufstehen, weil die Wunde rasch bessert.» So und anders tönt es von den verschiedenen Betten her.

Gewichtzunahme, Fortschritte eines Hinkebeinchens, heilende Wunden, Verminderung der weissen Blutkörperchen, fallendes Fieber, aber auch Bastelarbeiten, eine lustige Zeichnung, muntere Gesichtlein — alles bemerkt der Chefarzt. Hie und da beugt er sich auch sinnend über ein Sorgenkind, dem die beste Pflege, die neuesten Errungenschaften der Medizin nichts nützen wollen. Oh Rätsel der Krankheiten! An vielen Stellen ist es licht geworden, aber es werden wohl immer Fragen bestehen bleiben, die wir Menschen nicht ergründen können.

Die Aerzte verlassen die Kinderstube, die Tagesarbeiten mit allen Sorgen und Fragen gehen weiter.

Um 19 Uhr 30 ist Lichterlöschen. Als Gutenachtgruss brennt auf dem Tisch ein Kerzlein. Die Schwester erzählt womöglich noch eine Geschichte; dann und wann mischt sich ein ungeduldig fragendes oder erklärendes Stimmlein bei!

Von Bett zu Bett wandert unsere Schwester, beugt sich über die müden Menschlein, spricht mit ihnen ein Nachtgebet oder singt ein Abendlied. Die «Grossen» wollen noch plaudern, Probleme wälzen — nun hat ja ihre Betreuerin endlich viel Zeit! Ihr braucht niemand ein Schlummerlied zu singen. Sie ist froh, die müdegelaufenen Beine strecken zu können, in einem erholenden Schweigen zu versinken, und sie überlässt nun ihre Kinderschar der Nachtschwester und dem grossen Hüter. *Sr. A. B.*

Mitteilungen

Ferien für die Familie

Die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft gibt schon seit über 20 Jahren einen Ferienwohnungs-Katalog heraus, der Adressen von Vermietern aus 19 Kantonen enthält. Die Ausgabe 1956 ist soeben erschienen, und kann zum Preise von zwei Franken (einschliesslich Bezugskosten) bei der Ferienwohnungsvermittlung in Zug, Baarerstrasse 46, Tel. (042) 4 18 34 oder bei der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, Brandschenkestrasse 36, Zürich 1, bezogen werden. Der Katalog ist auch bei allen grösseren Schweizerischen Verkehrsbüros, sowie bei Reise- und Auskunftsbüros der Schweizerischen Bundesbahnen erhältlich. Kataloge vorhergehender Jahre sind nicht mehr gültig. Die Ausgabe 1956 ist vollständig neu aufgestellt worden und enthält verschiedene neue Angaben, so z. B. bei welchen Vermietern mit Reisemarken bezahlt werden kann usw. Dem Inhaber des Verzeichnisses wird unentgeltlich mitgeteilt, welche Wohnungen jeweils frei sind. Da die Nachfrage nach Ferienwohnungen für die Monate Juli und August gross ist, sollten nicht alle Familien ihre Ferien zur gleichen Zeit antreten. Günstige Ferienantrittstermine sind: Mitte Juli bis Ende Juli und vor allem anfangs August bis Mitte August. Dadurch könnte das Bettenangebot besser ausgenützt werden, und viele Familien würden eher unterkommen. Familien ohne schulpflichtige Kinder nehmen ihre Ferien mit Vorteil nicht während der Schulferien. Sie dienen damit sich und den andern. In der Vor- und Nachsaison sind die Mietzinse billiger.

In Basel hat die Direktion der PAX, Schweiz. Lebensversicherungs-Gesellschaft, Mitte September des letzten Jahres die vollständig blinde Frau Berthe Stäuble-Débaz zu einem ganz erfreulichen Anfangslohn als Telephonistin angestellt. Die Anstellung, um die sich die Blinde selbst beworben hatte, erfolgte ungeachtet des Umstandes, dass Frau Stäuble heute im 53. Altersjahr steht und keine entsprechende Ausbildung vorweisen konnte. Frau Stäuble ist entgegenkommenderweise durch das Telephonamt Basel in die theoretischen Grundlagen ihres Berufes eingeführt worden, nachdem sie in der PAX selbst selber sich praktisch geübt hatte. Obwohl die nötigen Taststifte noch nicht aus Deutschland eingetroffen sind, arbeitet Frau Stäuble, unterstützt durch eine sehende Telephonistin, bereits heute an der gewöhnlichen Anlage, und zwar zur vollen Zufriedenheit ihres Arbeitgebers. Frau Stäuble ist sprachbegabt; ausser ihrer Muttersprache, dem Französischen, spricht sie fliessend deutsch und englisch und beschäftigt sich mit Esperanto, ihrem Hobby. Das Beispiel zeigt wieder einmal, dass für eine erfolgreiche Wiedereingliederung nicht das Alter, sondern der Grad der Anpassungs- und Reaktionsfähigkeit ausschlaggebend ist. Der Firma selbst ist für ihr vorbildliches soziales Verständnis herzlich zu danken.

«Information», Monatsbulletin des Schweizerischen Zentralvereins für das Blindenwesen.

Das Nobel-Komitee hat dem Internationalen Frauenbund die hochwillkommene Gabe von 100 Kronen für das Wirken der Alliance im Hinblick auf den Frieden und die Verständigung zwischen den Völkern zugesprochen.

Miss Vicat Cole, eine anerkannte Künstlerin und gute Feministin, langjähriges Mitglied der Internationale Alliance of Women, erkrankte und starb, nachdem sie bereits alle Vorbereitungen zur Abreise nach Colombo getroffen hatte. Ihr Legat für den Welt-Frauenbund beträgt £ 300.

Aus dem Spruchschatz

Gedächtnis ist Liebe — Fontane

*

Es muss Nacht werden, damit wir die Pracht und Herrlichkeit des Himmels und die grössten Wunder der Schöpfung sehen. So muss auch Nacht über den Menschen hereinbrechen, wenn er die Geheimnisse der Seele erkennen will.
Jakob Bosshart

*

Schmerz — Erinnerung unseres hohen Rangs
Novalis

*

Der sittliche Mensch ohne Bildung steht höher als der gebildete ohne sittliche Gesinnung. Des Menschen wahrer Wert ruht in seiner Gesinnung.
Ludwig van Beethoven

*

Kein Mensch ist dein Feind,
kein Mensch ist dein Freund,
jeder Mensch ist dein Lehrer
Chinesisches Sprichwort

*

Ein schlafender Fuchs zählt Hennen in seinen Träumen. *Alter russischer Spruch*

*

Ein Tag ist lang; man kann entsetzlich viel tun, wenn man mit Folge arbeitet — Goethe

*

Das Brot, das mein Kind aus meiner Hand isset, bildet sein Kindergefühl, und nicht sein Staunen über meine Nachtwachen und mein Sorgen für seine späteren Jahre. *Pestalozzi*

Veranstaltungen

KANTONAL-BERNISCHE VEREINIGUNG FÜR DIE MITARBEIT DER FRAU IN DER GEMEINDE

Jahresversammlung

Mittwoch, den 8. Februar 1956, 14 Uhr, im Hotel Bristol, Spitalgasse 21 in Bern

Traktanden:

1. Protokoll
2. Jahresbericht und Jahresrechnung
3. Wahlen
4. Arbeitsprogramm für 1956
5. Verschiedenes

Anschliessend:

Orientierung über Vorlage und Abstimmung
Methoden und Möglichkeiten der Propaganda.

Nach dem gemeinsamen Tee

Erfahrungsaustausch und allgemeine Aussprache

Die Gesetzesvorlage des Grossen Rates betr. Mitarbeit der Frau in der Gemeinde unterliegt am 4. März nächsthin der Volksabstimmung. Trotzdem die massvolle und ausgewogene Vorlage vielerorts beim Stimmbürger Sympathie finden wird, hängt der Erfolg der Abstimmuhg in erster Linie und ganz wesentlich vom Verhalten und der Arbeit der Frauen ab. Unsere Vereinigung, deren ganze Zielsetzung auf die vermehrte praktische Mitarbeit der Frau in Gemeindeangelegenheiten gerichtet ist, kann hiebei nicht zurückstehen. Wir sind auf alle Einzel- und Kollektivmitglieder angewiesen. Der Vorstand hat daher beschlossen, die Hauptversammlung eher in Form einer Arbeitstagung durchzuführen, die Anregung und Hilfe bieten soll, sei es für die Einzeldiskussion, sei es für eine Veranstaltung im Wohngebiet der Mitglieder.

Wir hoffen daher auf zahlreiches Erscheinen.

SCHWEIZERISCHER LYCEUMCLUB

Gruppe Bern, Theaterplatz 7, 2. Stock, Bern

Veranstaltungen im Monat Februar 1956

Freitag, 3. Februar, 16.30 Uhr: Causerie de Mme. Marguerite Leresche «L'Art de la Nouvelle». Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Freitag, 10. Februar, 16.30 Uhr: Frau Anna Neuweiler-Kohler spricht über den Beruf der Schauspielerin. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Samstag, 11. Februar, 17 Uhr: Literarische Stunde am Kaminfeuer. Peter Lehner, Bern, und Jörg Steiner, Biel, lesen vor aus eigenem Schaffen. Eintritt frei.

Freitag, 24. Februar, 16.30 Uhr: Liane Furrer singt Lieder von Schubert, Brahms und Grieg, und mit Albert Steiner Duette von Brahms. Am Flügel: Walter Furrer. Eintritt für Nichtmitglieder: Fr. 2.30.

VERBAND FÜR STAATSBÜRGERLICHE FRAUENARBEIT, FRAUENFELD

Mittwoch, den 8. Februar um 20 Uhr, im Volkshaus «Helvetia»

Vortrag in englischer Sprache von Frl. E. Lattmann:

A Year in England

Radiosendungen

vom 5. Februar bis 11. Februar 1956

Montag, 6. Februar, 14 Uhr: Notiers und probiers: Der Chef de cuisine kommt. Viele Winke. Das Rezept. Was möchten Sie wissen? — Mittwoch, 14 Uhr: Frauenstunde: Eine tragische Frauengestalt der Opernbühne und ihr Urbild: Leonore. — Donnerstag, 14 Uhr: Corona Schröter und ihr Kreis. — Freitag, 14 Uhr: Die halbe Stunde der Frau: 1. Die wirtschaftlichen Probleme der Frau im Scheidungsprozess, II. 2. Ratschläge von Hanni Pestalozzi. — Samstag, 17.40 Uhr: Für die berufstätige Frau: Solidarität unter Frauen. Betrachtung.

Kinder- und Jugendsendungen

Montag, 6. Februar, 10.20 Uhr: Schulfunk: En visite. Hörspiel für den Französischunterricht; 14.30 Uhr: Schulfunksendung in romanischer Sprache; 17.30 Uhr: Robin Hood. Hörspiel, 3. Teil. — Dienstag, 10.20 Uhr: Schulfunk: Das Hölloch im Muotatal. Bericht. — Mittwoch, 14.30 Uhr: Schulfunk: Die inneren Stimmen. Hörspiel; 17.30 Uhr: Kinderstunde: Kindernachrichtendienst. Anschl.: Biblischi Gschichte. 4. Teil. Donnerstag, 18.30 Uhr: Wir wollen auswandern. Sendung für Berufs- und Fortbildungsschulen. — Freitag, 10.20 Uhr: Schulfunk: Auf Japans heiligem Berg. Besteigung des Fudschijama; 17.30 Uhr: Kinderstunde: De Ruedi wett en andere Vatter. Hörspiel.

Bieri-Möbel seit 1912 gediegen preiswert
Fabrik in RUBIGEN b/Bern

Filiale: Interlaken Jungfraustr. 38

Tägliche Fragen???

Wie Rasch gut preiswert
Was Tellerservice
Wann 11.00 bis 14.00 täglich
Wo Gipfelstube Marktgasse 18
W. Bertschi Sohn Tel. 24 50 16

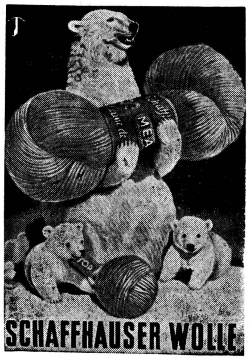
Der diesjährige Winter-SAISON-AUSVERKAUF
amtlich bewilligt vom 16. Januar bis 4. Februar
bietet Ihnen wiederum enorme Vorteile!
Sie können selbst wählen!
Gute Schuhe extra billig!
Der Weg lohnt sich!
Spezial-Schuh-Haus
Weibel
Zürich 1
Storchengasse 6

GESUCHT

Fräulein oder Frau

30—50 Jahre alt. Sie soll befähigt sein, mit Hilfskräften die Gästeabteilung (Zimmer und Saal) in grösserem Betrieb zu übernehmen. Erforderlich sind: Seriöser, zuverlässiger Charakter, Gesundheit, körperliche und geistige Beweglichkeit. Kenntnisse im Weissnähen. Geboten wird selbständige Arbeit mit geregelter Ruhezeit. Freundliches Zimmer mit Zentralheizung. Gehalt nach heutigen Ansätzen, den Leistungen entsprechend. Baldiger Eintritt erwünscht, nach Vereinbarung auch später möglich. Offerten unter Chiffre L 2783 Q an Publicitas Basel.

Seifenflocken Weisse Taube reinigen gründlich und schonen Ihre Wäsche!
Kolb Seifenfabrik Zürich



SCHAFFHAUSER WOLLE

Tiefer, erquickender Schlaf, durch Frauengold!

Können Sie nicht schlafen? — Ja, abends sind Sie sehr oft geistig und körperlich restlos fertig, aber mit dem Schlafen, da haperi's dennoch. Da wäre eine Kur mit FRAUENGOLD gerade das Richtige für Sie. FRAUENGOLD bringt Ihnen gesunden Schlaf, ohne Betäubung, und Schlaf ist ja bekanntlich das Beste für Körper und Seele. FRAUENGOLD ist auch ein vortrefflicher Helfer bei nervösen Alltagsbeschwerden, bei Uebermüdung, Ueberarbeitung und Abgespanntsein. Greifen Sie vertrauensvoll zu FRAUENGOLD. Ein Versuch überzeugt Sie von der kräftigenden, beruhigenden Wirkung. In allen Apotheken und Drogerien erhältlich.

Frauengold
Originalflaschen zu Fr. 5.25 und Fr. 11.45

Alkoholfreie Gaststätten laden Sie ein

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

RESTAURANTS

Karl der Grosse	Kirchgasse 14, beim Grossmünster, Zürich 1
Olivenbaum	b. Stadelhoferbahnhof, Zch. 1
Volkshaus Helvetiaplatz	Zürich 4
Freya	Freyastrasse 20, Zürich 4
Sonnenblick	Langstrasse 85, Zürich 4
Wasserrad	Josefstrasse 102, Zürich 5
Kirchgemeindehaus Wipkingen	Zürich 10
Rütli	Zähringerstr. 43, Zürich 1
Zur Limmat	Limmatquai 92, Zürich 1
Frohsinn	Gemeindestr. 48, Zürich 7/32
Lindenbaum	Seefeldstr. 113, Zürich 8
Baumacker	Baumackerstr. 15, Zürich 11/50
Kehlhof	Altstetterstr. 147, Zürich 9/48
Sonnegg	Bauherrenstr. 53, Zürich 10/49

HOTELS

Hotel und Rest. Seidenhof	Sihlstr. 7/9, Zürich 1, vis-à-vis Jelmoli. Alle Zimmer mit fliessendem Wasser u. Telephon von Fr. 6.50 an
Hotel Zürichberg	Orellistr. 21, Zürich 7/44. Pensionspreis Fr. 13.50/15.—
Hotel Rigiblick	Krattenturmstr. 59, Zürich 6/44 Pensionspreis Fr. 13.50/15.—

Kein Bedienungszuschlag, kein Trinkgeld

Hauptbüro des Vereins und Stellenvermittlung: Dreikönigstrasse 35, Zürich 2

Conditorei-Tea-Room E. Ammann
Kirchgasse 6 Zürich 1
Nähe Wasserkirche / Helmhaus
Feinste Patisserie und Gebäcke
Qualitäts-Kaffee und Tee. Heimelige Räume

Restaurants des Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften **Winterthur**
«Erlenhof» beim Bahnhof, Tel. (052) 2 11 57
«Herkules» am Graben Tel. (052) 2 67 33

Ambrosia
seit vierzig Jahren bewährt und begehrt

Verlangen Sie Helvetia-Senf wenn Sie guten Senf wollen
Helvetia Senf 60 Rp.
vollwürzig und doch mild
Mit Silva-Bilderscheck

Inserate im Schweizer Frauenblatt haben immer Erfolg

IM BERUF UND ZU HAUSE
Damen Hauskleidchen, Zierschürzen, Berufsmäntel
Herren Büromäntel, weiss, khaki, grau; Ueberkleider für alle Berufe
Thaler BERUFSKLEIDER RENNWEG 18 TEL. 27 57 44

Hotzli die beliebten **Spezial-Eierteigwaren**
PAUL HOTZ TEIGWARENFABRIK A.G. WILA

MÖRGELI Vergolden u. Einrahmen
Zürich Schipfe 3
Tel. 23 91 07

Kennen Sie diese Confitüren?
Ananas/Aprikosen
westindische Dreifrucht
Ingwer
Citronengeleé
rhein. Apfelkraut
alle erhältlich bei
Delikatessen-Gänsslen
unter den Bögen, Zürich 1

Tapeten A.G. DECORATIONSSTOFFE VORHÄNGE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30

Zum guete Zvieri
Braustube Hürlimann
Bahnhofplatz Zürich

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Erstaunliche Erfolge mit **NIAXA**

ohne Einweichen
ohne Wasser enthärten
kalt spülen genügt

An Stelle der Einzelpakete liefern wir bis auf weiteres sogenannte Zwillingspakete, d.h. 2 Pakete zusammengeklebt mit einem Klebeband, auf welchem zusätzliche 20 Silva-Punkte aufgedruckt sind. Zusammen mit den 2 mal 4 normalen Punkten bekommt man also auf diese 2 Pakete Niaxa aufs Mal 28 Silva-Punkte.

Es gibt kein Waschmittel, das sauberer wäscht!

SILVA 28 SILVA

Zwillingspaket mit total 28 Silva-Punkten

Friedrich Steinfels, Zürich